Die Zukunft.

Berlin, den 19. November 1898

Bismarck und die Deutschen.*)

Ich fand noch keinen Grund zur Entmuthigung. Wer sich einen starken Willen bewahrt und anerzogen hat zugleich mit einem weiten Geiste, hat günstigere Chancen als je. Denn die Dressirbarkeit der Menschen ist in diesem demokratischen Europa sehr groß geworden; Menschen, welche leicht lernen, leicht sich fügen, sind die Regel: das Heerdenthier, sogar höchst intelligent, ist präparirt. Wer befehlen kann, findet Die, welche gehorchen müssen: ich denke z. B. an Napoleon und Bismarck. Die Konkurrenz mit starken und unintelligenten Willen, welche am Meisten hindert, ist gering.

* * *

Eine gute Anzahl höherer und besser ausgestatteter Menschen wird, wie ich hoffe, endlich so viel Selbstüberwindung haben, um den schlechten Geschmack für Attitude und die sentimentale Dunkelheit von sich abzuthun, und gegen Richard Wagner eben so sehr als gegen Schopenhauer Partei nehmen. Diese Deutschen verderben uns, sie schmeicheln unseren gefährlichsten Eigenschaften. Es liegt in Goethe, Beethoven und Bismarck eine kräftigere Zukunft vorbereitet als in diesen Abartungen der Rasse.

* * *

*) Frau Elisabeth Förster-Nietzsche hat die Güte gehabt, die folgenden, bisher unbekannten Aphorismen, die ihr Bruder in den Jahren 1884 und 85 niederschrieb, der „Zukunft" zur Verfügung zu stellen.

Bismarck: so fern von der deutschen Philosophie als ein Bauer oder ein Corpsstudent; nicht gemüthlich, nicht naiv. Gott sei Dank! kein Deutscher, wie er „im Buche steht"! Mißtrauisch gegen die Gelehrten. Das gefällt mir an ihm. Er hat Alles weggeworfen, was ihm die dumme deutsche Bildung (mit Gymnasium und Universitäten) hat beibringen wollen. Er hat seine Bauern-Beschränktheit festgehalten, nämlich die gegen Gott und König; und später noch, wie billig, die Beschränktheit hinzugefügt, welche Jeder hat, der Etwas geschaffen hat: die Liebe zu seinem Werk — ich meine: zum Deutschen Reich. Er liebt ersichtlich eine gute Mahlzeit mit starkem Wein mehr als die deutsche Musik: welche meist nur eine feinere, weibartige Hypokrisie und Vermäntelung für die alte deutsche Manns-Neigung zum Rausche ist.

* * *

Die Deutschen sind ein gefährliches Volk: sie verstehen sich auf das Berauschen. Gothik, vielleicht auch Rococo (nach Semper). Der „historische Sinn" des Exotismus: Hegel, Richard Wagner — auch Leibniz heute noch gefährlich. Die Bedientenseele idealisirt als Gelehrten- und Soldaten-Tugend. Die Deutschen mögen wohl das gemischteste Volk sein. „Das Volk der Mitte", die Erfinder des Porzellans und einer chinesenhaften Art von Geheimräthen.

* * *

Schopenhauer leidet eben so wenig als Friedrich der Große und Bismarck an jener niaiserie allemande, die dem Ausländer an unseren besten Köpfen so auffällt (selbst an Goethe).

Wie die Franzosen die Höflichkeit und den Esprit der französischen Gesellschaft wiederspiegeln, so die Deutschen Etwas von dem tiefen, träumerischen Ernst und eben so von der Kinderei ihrer Mystiker und Musiker.

* * *

Rousseau, George Sand, Michelet, St. Beuve —: Alles verschiedene Arten von Schauspielerei; die Einen vor dem Volk, Andere

(wie Voltaire) vor der Gesellschaft. Ganz andere Schauspieler die Mächtigen: wie Napoleon, Bismarck.

* * *

Der märkische Adel und der preußische Adel überhaupt enthält gegenwärtig die männlichsten Naturen in Deutschland. Daß die männlichsten Männer herrschen, ist in der Ordnung.

* * *

Wie kommen Menschen zu einer großen Kraft und zu einer großen Aufgabe? Alle Tugend und Tüchtigkeit am Leib und an der Seele ist mühsam und im Kleinen erworben worden, durch viel Fleiß, Selbstbezwingung, Beschränkung auf Weniges, durch viel zähe, treue Wiederholung der gleichen Arbeiten, der gleichen Entsagungen: aber es giebt Menschen, welche an Tugenden und Tüchtigkeiten in Alledem die Erben und Herren dieses langsam erworbenen, vielfachen Reichthumes sind, weil, auf Grund glücklicher und vernünftiger Ehen und auch glücklicher Zufälle die erworbenen und gehäuften Kräfte eines Geschlechtes nicht verschleudert und versplittert, sondern durch einen festen Ring des Willens zusammengebunden sind. Am Ende nämlich erscheint ein Mensch, ein Ungeheuer von Kraft, welches nach einem Ungeheuer von Aufgabe verlangt. Denn unsere Kraft ist es, welche über uns verfügt: und das erbärmliche geistige Spiel von Zielen und Absichten und Beweggründen ist nur ein Vordergrund, — mögen schwache Augen auch hierin die Sache selber sehen.

* * *

Ueber wie viel Zufälliges bin ich Herr geworden! Welch schlechte Luft blies mich an, als ich Kind war! Wann waren die Deutschen dumpfer, ängstlicher, muckerhafter, kriecherischer als in jenen fünfziger Jahren!

* * *

Ich freue mich der militärischen Entwickelung Europas, auch der inneren anarchischen Zustände: die Zeit der Ruhe und des Chinesen-

thumes, welche Galiani für dieses Jahrhundert, voraussagte, ist vorbei. Persönliche männliche Tüchtigkeit, Leibes-Tüchtigkeit bekommt wieder Werth, die Schätzungen werden physischer, die Ernährungen fleischlicher. Schöne Männer werden wieder möglich. Die blasse Duckmäuserei, welche in der entmuthigenden ersten Hälfte dieses Jahrhunderts herrschte (mit Mandarinen an der Spitze, wie Comte es träumte), ist vorbei. Der Barbar ist in Jedem von uns bejaht, auch das wilde Thier. Gerade deshalb wird es mehr werden mit den Philosophen.

* * *

Ich habe von Kindesbeinen an über die Existenzbedingungen des Weisen nachgedacht und will meine frohe Ueberzeugung nicht verschweigen, daß er jetzt in Europa wieder möglich wird, — vielleicht nur für eine kurze Zeit.

* * *

Kann man sich für dieses Deutsche Reich interessiren? Wo ist der neue Gedanke? Ist es nur eine neue Macht-Kombination? Um so schlimmer, wenn es nicht weiß, was es will. Friede und Gewährenlassen ist gar keine Politik, vor der ich Respekt habe. Herrschen und dem höchsten Gedanken zum Siege verhelfen: das Einzige, was mich an Deutschland interessiren könnte.

* * *

Ziele für Deutschland: 1. der Sinn für Realität.

2. Bruch mit dem englischen Prinzip der Volksvertretung; wir brauchen Vertretung der großen Interessen.

3. Wir brauchen ein unbedingtes Zusammengehen mit Rußland und mit einem neuen gemeinsamen Programm, welches in Rußland keine englischen Schemata aufkommen läßt. Keine amerikanische Zukunft! (Der Amerikaner zu schnell verbraucht — vielleicht nur anscheinend eine zukünftige Weltmacht.)

4. Eine europäische Politik ist unhaltbar und die Einengung gar in christliche Perspektiven ein ganz großes Malheur. In Europa sind alle gescheuten Leute Skeptiker, ob sie es sagen oder nicht. Ich denke, wir wollen uns weder in christliche noch in amerikanische Perspektiven einengen.

5. Ein Ineinanderwachsen der deutschen und slavischen Rasse. Auch bedürfen wir der geschicktesten Geldmenschen, der Juden, unbedingt, um die Herrschaft auf der Erde zu haben.

* * *

Bismarck und der Reichstag. Bismarck wollte mit dem Parlament für den leitenden Staatsmann einen Blitzableiter schaffen, eine Kraft gegen die Krone und unter Umständen einen Hebel zur Pression auf das Ausland: er hat da auch seinen Sünden- und Unfalls-Bock.

* *
*

(Aus einem Briefe.) „Das Geschenk der ‚Bismarck-Reden' kommt in der angenehmsten Weise einem Wunsche entgegen, den ich den ganzen Winter über (1884/85) schon gegen *** ausgesprochen habe. Bismarck nämlich läßt sich im Reichstage gehen und bringt seine inwendigsten Dinge heraus, wie Goethe vor Eckermann. Der erste Fall, daß ein Staatsmann einen Reichstag nöthig hat, um über Alles und Jedes sein Herz auszuschütten. Offenbar kann er es vor seiner Frau nicht thun. Schließlich beneide ich ihn selbst um diesen Reichstag."

* *
*

Man muß zu heftigen Bewunderungen fähig sein und mit Liebe einer Sache ins Herz kriechen: sonst taugt man nicht zum Philosophen. Graue kalte Augen wissen nicht, was die Dinge werth sind; graue kalte Geister wissen nicht, was die Dinge wiegen. Aber freilich, man muß ein Gegengewicht haben: einen Flug in so weite, hohe Fernen, daß man auch seine bestbewunderten Dinge tief, tief unter sich sieht und sehr nahe Dem, was man vielleicht verachtete. Ich habe meine Probe gemacht, als ich mich nicht durch die große politische Bewegung Deutschlands, noch durch die künstlerische Wagners, noch durch die philosophische Schopenhauers von meiner Hauptsache habe abspänstig machen lassen: doch ward es mir schwer und zeitweilig war ich krank daran.

Friedrich Nietzsche.

Aus Hebbels Nachlaß.

Ein Dichter wie Friedrich Hebbel, dessen Geist fortwährend Raketen und Leuchtkugeln des Witzes, der schlagfertigsten Charakteristik, der treffendsten Kritik von sich schleuderte, dessen Natur ihn dazu drängte, die verschiedenartigsten Eindrücke kurz, bezeichnend, in sehr anschaulichen Bildern oder in sentenzenförmigen Schlagwörtern festzuhalten, ein solcher Dichter mußte für das Epigramm eine ganz besondere Vorliebe haben. Es ist nun aber höchst interessant, zu sehen, wie auch der große Meister der Schulung bedarf, wie stark die zufälligen Verhältnisse, unter denen er sich entwickelt, sich geltend machen, wie lange es dauern kann, ehe sie ihm den Einblick in das seinem Wesen Zusagende gestatten können. Bekanntlich mußte sich Hebbel als Mensch unter großen Entbehrungen aus den Fesseln seiner Heimath und aus der Knechtschaft seines Standes emporringen. Aber auch als Dichter stand er lange im Bann verschiedener Muster, denen er sich nur deshalb nicht entzog, weil er keine anderen kannte. Hauptsächlich die ältere vorgoethische Literatur, ferner die abgeblaßte Romantik, wie sie sich in den kleinen Zeitschriften breit machte, bildete seinen Geschmack; Schillers Lyrik erschien ihm mit ihrem Pathos, ihrer Klangfülle und ihrem Gedankenreichthum als die eigentliche Krone der Dichtung. Aber nur, weil er keine andere große, bedeutende Lyrik kannte. Ein Gedicht Uhlands öffnete ihm die Augen, zog ihn in den Zauber des schwäbischen Dichters und lockte ihn, sich mit dessen übrigen Gedichten bekannt zu machen. Das beeinflußte seine eigene Produktion, bis er Goethe kennen lernte.

Schon in seiner Heimathstadt Wesselburen dichtete Hebbel sehr viel, wovon uns nur Einiges erhalten ist; von diesem Wenigen hat wieder nur einen Theil H. Krumm in seine Neubearbeitung der Ausgabe von Emil Kuh aufgenommen. Es entstammt den Beiträgen zu einem höchst bescheidenen Wochenblättchen, dem Dithmarser und Eiderstädter Boten, dessen eifriger Mitarbeiter Hebbel war. Schon 1831 veröffentlichte er hier unter dem Titel „Flocken“ und „Einfälle“ verschiedene Epigramme; es sind eigentlich Sinngedichte, die in Form und Wesen unzweifelhaft durch Lessing bestimmt, nur im Inhalt viel weniger durch die Tradition gehemmt sind. Bei Lessing haben wir es meist mit altem Gut zu thun, das nur umgeprägt ward; deshalb hat ihn Albrecht des Plagiates geziehen. Hebbel war viel zu wenig bewandert in der Literatur des Epigrammes, damals auch noch ohne jede gelehrte Bildung, deshalb existirt die Antike- und die Renaissance-Epigrammatik nicht für ihn. Er schöpfte wohl aus dem Leben und aus seiner Phantasie. Da bringt er z. B. in einer bei Krumm fortgelassenen „Flocke“ den „Schluß eines Diebes“:

Es war mein' verstorbene Mutter
Meinem Vater beständig getreu,

Denn es haben seinen Charakter
Wir Brüder alle drei:
Giebts irgendwo was zu huschen,
Wir sind, wie Papa, dabei.

Oder unter den „Einfällen" des selben Jahres, die bei Krumm gleichfalls fehlen, klingt echt lessingisch: „Rosas Schönheit":

Rosas Schönheit, glaubst Du, werde schwinden?
Freund, ich sage: nein,
Denn was schwinden soll, muß doch vorher wohl sein?
Und wer kann an Rosa Schönheit finden?

„An Skribax":

Wer äußerte nicht Mitgefühl
Bei Deinem ernsten Trauerspiel!
Nicht Mitleid blos, ein heißer Schmerz
Durchzuckt mir mächtiglich das Herz,
Doch, armer Skribax, über Dich,
Daß (ach!) Dein Werk so jämmerlich!

Solcher Sinngedichte ließen sich noch recht viele mittheilen, die zwar im „Boten", nicht aber in den Werken stehen; nur würde daraus kein anderes Bild der hebbelschen Epigrammendichtung sich ergeben als aus den bei Krumm mitgetheilten Proben.

Als dann Hebbel Wesselburen verlassen hatte, in Hamburg das bittere Brot der Gnade verzehrte — wenn er es nicht unberührt ließ —, in Heidelberg hungerte, um leben zu können, da rundete sich ihm nur noch selten ein Einfall zum Epigramm, obwohl er inzwischen mit Goethes Werken bekannt und bald vertraut geworden war. Während des münchener Aufenthaltes trat besonders Jean Paul neben der modernen deutschen Literatur in seinen Gesichtskreis und bestärkte ihn in seiner Neigung, die Prosasentenzen seinem Tagebuch einzuverleiben, in seine Briefe und Berichte einzustreuen. Auch nach seiner Rückkehr nach Hamburg verbraucht er seine Einfälle nur in Prosa. Schon in Paris beginnt sich aber seine Epigrammenlust zu regen und in Italien beherrscht sie ihn fast ausschließlich. So kommt es, daß in der ersten Sammlung seiner Gedichte vom Jahre 1842 die Epigramme gänzlich fehlen, trotzdem Hebbel bemüht war, ein vollständiges Bild seiner Lyrik zu geben, daß dagegen in den „Neuen Gedichten" von 1848 als Resultat Italiens ein ganzes Buch Epigramme gedruckt wurde. Hebbel sagt in einem ungedruckten Ueberblick über das Jahr 1846, er habe gearbeitet: „noch in Italien das Buch Epigramme, das nicht sowohl augenblickliche Einfälle enthält als prägnant ausgedrückte Lebens-Resultate, die vielleicht zu tiefsinnig sind, um in einem weiteren Kreise zu zünden." Das war nun keineswegs der Fall; dazu enthielten diese Gedichte zu viel Witz; nur trat das Merkwürdige her-

vor, daß man einen bedeutenden Dichter auf einen groben Anfängerfehler aufmerksam machen mußte, was die Form betrifft. Hebbel wußte, wie es scheint, bis zum Januar 1848 thatsächlich nicht, daß in der zweiten Hälfte des Pentameters der Daktylus unerläßlich sei und nicht durch den Spondäus oder Trochäus ersetzt werden dürfe. Dem Dichter, der sich im Lauf der Jahre so reiche Kenntnisse erworben hatte, war jeder Gymnasiast in Kenntniß dieser Kleinigkeit über. Hebbel schäumte auf vor Wuth, da ihm Arnold Ruge brieflich diese metrische Vorschrift mittheilte; aber sorgsam überarbeitete er seine sämmtlichen Epigramme, so daß in der „Gesammtausgabe" seiner Gedichte (1857) die Pentameter in dieser Hinsicht tadellos gebaut erschienen.

Aus dem Nachlaß theilte dann Emil Kuh in seiner Ausgabe der „Sämmtlichen Werke" verschiedene Gedichte Hebbels mit, die von 1857 bis 1863 entstanden waren, darunter auch neue Epigramme. Es lassen sich aber aus den Handschriften noch viele Zusätze gewinnen, die von Hebbel selbst für die Publikation bestimmt waren. Mir wurde von dem Herrn Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar die Ausnutzung der im Goethe- und Schiller-Archiv verwahrten Manuskripte gestattet; sie führte mir vielfach neues wichtiges Material zu. Die Epigramme seien diesmal zur Ergänzung mitgetheilt; ich bringe sie, so weit ich es vermag, in chronologischer Reihenfolge.

Eins vom März 1835 erwähne ich nur, weil es Hebbel als Erfinder einer uns jetzt geläufigen Erleichterung beim Grammatikunterricht zeigt. Schon er brachte die schwierigsten Punkte der (ihm große Qualen bereitenden) lateinischen Grammatik in Verse und meinte ironisch: „Erhaben klingt es, wenn sich meine Muse philologisch vernehmen läßt:

Die Länder, Inseln und die Frauen
Als Feminina sind zu schauen!"

Aus dem Schluß des selben Jahres stammt der Stoßseufzer:

Götter zu entzücken, mag gelingen,
Schweine wirst Du nicht zum Weinen bringen.

Während der Arbeit an der Genoveva, am zwölften März 1841, notirt er den Spruch:

Ein neuer Gott, kreirt
Aus altem Lehm und Dreck:
Die Schildwacht präsentirt,
Der Lieutenant fällt vor Schreck.

Und am vierten Juli des selben Jahres ruft er aus:

Rausche Wind! Du machst die Gluth
Erst nur stärker flammen,
Sinkt sie auch vor Deiner Wuth
Endlich still zusammen!

Während der ersten Zeit des wiener Aufenthaltes, wahrscheinlich im März 1846, entsteht folgendes Distichon:

Menschen ertrinken im Meer. Soll Einer ruhig drin athmen,
Muß er Neptunus sein oder ein Fisch und ein Frosch.

Wohl seinen Erfahrungen während des Jahres 1848, da er mit seinen politischen Ansichten im Gegensatz zur wiener Majorität stand, dürfte der Vers entstammen, der in den Januar 1849 gehört:

Man muß den Wanzen nicht beweisen wollen,
Daß sie sich selber knicken sollen.

Seinem Zorn gegen seine jungen wiener Freunde, die undankbar von ihm abfielen, machte er im August 1860 durch folgendes Epigramm Luft (vgl. Kuhs Biographie II, S. 676):

Wundern muß ich mich sehr, daß Hunde die Menschen so lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft gegen den Hund ist der Mensch.

Hier hat eine rein persönliche tiefe Verstimmung jenen pessimistischen Ausdruck gefunden, den Hebbel nur noch im „Epilog zum Timon von Athen" mit ähnlicher Stärke anschlug. Dieses Gedicht ließ Bamberg im Nachwort zu Hebbels Briefwechsel zum ersten Male drucken (II. S. 607 f.), verlas aber das Datum, das deutlich „23. März 63" lautet, und übersah einige Verse, die Hebbel als Zusatz unter dem Text beigefügt hatte.

Wo Hebbel von dem Geschöpf spricht, das er mit seinem besten Lebenssafte tränkt, und sagt:

Beseele einen zweiten Erdenkloß!
Und wird Dein Adam endlich stark und groß,
So nimm als Lohn den ersten Keulenschlag
Von ihm entgegen, den er führen mag.

fährt er in den bei Bamberg fehlenden Versen fort:

Und trinke drauf zum vollen Dank ein Gift,
Das Vipern tötet, weil es übertrifft,
Was die erzeugen, aus dem Hefen-Rest
Der heiligen Vergangenheit gepreßt,
Den auch der Tag, verlebt im Paradies,
Wie Blumen Staub und Asche, hinterließ.

In ähnlicher Stimmung hat er während des Jahres 1862 den französischen Vers notirt:

Plante un arbre, il te nourrira,
Plante un homme, il te trahira . . . . .

Gegen die neueren französischen Stücke richtete Hebbel folgendes bissige Epigramm:

Wißt Ihr, woran die Moral in Euren Stücken erinnert?
An die Citrone im Maul eines gebratenen Schweins.

das sich ihm zunächst in Prosa aufdrängte, da er Notizen für die Vorlesungen über das Drama zusammenstellte.

Unter verschiedenen Konzepten findet sich folgendes Epigramm, das Hebbel: „Dresden, 31. August in der katholischen Kirche" datirt hat; es dürfte wohl von der Reise nach Weimar stammen. Man könnte es „Storch und Adler" überschreiben.

Unser Gevatter, der Storch, ist kein zu zärtlicher Vater:
Werden die Jungen ihm krank, wirft er sie flugs aus dem Nest;
Aber ich kenne den Adler, er horstet der höchste in Deutschland,
Welcher es umgekehrt macht und die gesunden verstößt.

Nach Hebbels ganzer politischer Haltung kann sich Das nur auf das Verhalten gegen Schleswig-Holstein beziehen.

Auf Maximilian den Zweiten von Bayern dürften die Verse gemünzt sein, die ich aus dem verwischten Bleistiftentwurf wohl richtig so entziffert habe:

Armer König, Du wollt'st die Tafel-Runde erneuen,
Aber Du hast in der Eil' nur die Bedienten erwischt.
Diese brüsten sich nun auf Artus' goldenen Stühlen,
Während die Recken von fern lachen des komischen Mahls.

Im Jahre 1858 war von Bauernfeld unter dem durchsichtigen Pseudonym Rusticocampus „Ein Buch von uns Wienern" erschienen, das Hebbel wegen seiner „artigen Grobheiten" und „boshaften Komplimente", wegen seiner unter der Maske der Harmlosigkeit versteckten schlauen Berechnung und moralischen Merkwürdigkeit in einer kurzen Anzeige mit den Worten der Rahel charakterisirt hatte: „Dein Brief ist so katzenklug, daß er Mäuse fangen müßte, wenn er lebendig wäre." Daran knüpft folgendes Sinngedicht:

Rustico-Campus.

Ja, mein Mäuschen, Du sollst leben,
Weil Du gar zu artig spielst!
Du, mein Mätzchen, auch daneben,
Wie Du auch verdächtig schielst.

Armes Mäuschen, bist gefressen?
Nun, wer weiß, wie Das Dir frommt!
Kluges Mätzchen, hast gegessen?
Auch gut! Wenns Dir nur bekommt!

Vom einunzwanzigsten August 1845, also noch aus Italien, hat sich ein Gedicht erhalten, das sehr gut unter den „Bildern", einer Abtheilung des Buches Epigramme, seinen Platz verdiente, wenn es nicht gereimt wäre.

Der schönste Tod und der schlimmste.

Der Baum, der still von seiner Früchte Last
Erdrückt wird, stirbt den allerschönsten Tod,
Die Frucht jedoch, die hängt an seinem Ast
Und nimmer reift, den schlimmsten, welcher droht!

Ein nicht näher zu datirendes Blättchen mit der Ueberschrift „Epigrammatisches" trägt folgende zwei Gedichtchen:

Daß oft dem schönsten Leib die schlechteste Seel' sich eint,
Das ist der Freiheit Schluß, kein Widerspruch, wies scheint.

Sag einem Kranken: der Tod ist roth,
Das Leben aber ist bleich,
Er greift danach in seiner Noth
Und glaubt es Dir sogleich.

Von seiner Reise nach Hamburg 1861 dürfte das Bild auf einem herausgerissenen Blättchen der Schreibtafel heimgebracht sein:

Lieblich ists, wenn ein Mädchen im Unschuldsalter die Mienen
Schamhaft neckisch verzieht vor des Bewunderers Blick
Und das holde Gebild der reizend entfalteten Züge,
Sanft erröthend, zerstört, weil sie die Liebe noch scheut.
Aber wenn die Natur das Schöne, das sie begonnen,
Selbst verzerrt und entstellt und in den Vogel den Fisch
Mischt, wie Horaz es gemalt, als wär' ihr der Griffel gebrochen
Oder die Zunge erlahmt, weckt es mir Grauen und Qual.

Unter einer handschriftlichen Sammlung „Neue Epigramme" stehen neben solchen, die wir in den bekannten Ausgaben schon antreffen, verschiedene unbekannte und kehren zum Theil in einem Quartbande wieder, der in Abschrift von fremder Hand mit Korrekturen des Dichters den Titel führt: „Neuere Gedichte von Friedrich Hebbel."

Beim Anhören einer Musik.

Heilige Töne, verstummt! Mir ist, als wäre schon Alles
Aufgelöst in Musik, nur nicht mein eigenes Herz,
Und Ihr strebtet vergebens, auch diesen Klumpen zu schmelzen,
Aber durch den Versuch litt' ich unendliche Qual.

Das Epigramm „Auf mein Vaterland Dithmarschen" liegt in zwei Fassungen vor; die erste lautet:

Friedrich, der Dritte, der Kaiser, verschenkte das Land einst den Dänen,
Wie an den Jäger den Leu: fang ihn nur, gleich ist er Dein!

Dann änderte er den ersten Vers:

Kaiser Friedrich verehrte das Land dem Dänen, doch freilich
Wie dem Jäger den Leu: fang ihn nur, gleich ist er Dein!

Auf einen berühmten Portraitmaler.

Freilich pflegst Du zu treffen, doch wie der Mörder: der Leichnam
Mit den Zügen ist da, Seele und Leben entflohn!

Adolph Stahr.

1. Immer und ewig der Kleine! Er predigt von jeglicher Kanzel,
Schwatzt von jeglichem Baum, jeglicher Tonne herab!
Ei, er wäre vergessen, sobald er einmal verstummte,
Rastlos bellt ja der Mops, brüllt auch nur selten der Leu.

2. Lotte hat Werthern genommen? Wie unvorsichtig und thöricht!
Oder lobt er noch jetzt fort an dem Strumpf, den sie strickt?

3. Hüte Dich, ihm zu gefallen, er hüpft Dir gleich auf die Schulter
Und verkündigt von dort Heiden und Christen Dein Lob!

Betty Paoli und Genoveva.

Niemals hast Du gelebt, so ruft die gestiefelte Katze
Betty Paoli; sie weint, tröste Dich, niemals in ihr!

Räthsel (vgl. Tagebücher II, S. 330).

Montags verzehrt er die Blätter und Dienstags trinkt er den Essig,
Mittwochs genießt er das Oel; sagt mir nun: aß er Salat?

Ein Epigramm führt den Titel „Antwort" und hat folgenden Wortlaut:

Wie mir der Dichter gefällt? Wenn ihm vor innerer Fülle
Jegliche Ader zerspringt, daß der entfesselte Strom
Droben die Sterne bespritzt und drunten die Blumen beträufelt
Und das feurige Herz doch nicht den Mangel verspürt.
Nur vom Ueberfluß lebt das Schöne, Dies merke sich Jeder,
Habt Ihr nicht Etwas zu viel, habt Ihr mit nichten genug!

Hebbel hat mit der Ueberschrift: „Grundbedingung des Schönen" nur die beiden letzten Verse zu einem Rath an den Dichter gemacht und in seine Sammlung aufgenommen.

Zuerst als „Gnome", dann von Hebbel selbst als „Erwiderung" bezeichnet, bietet die Abschrift folgendes Distichon:

Schneller komm' ich zum Ziel! So ruft der prahlende Reiter,
Aber der Wandrer versetzt: leichter auch brichst Du den Hals!

In einer Handschrift Hebbels, die erst Emil Kuh für den Nachlaß ausbeutete, „Neue Epigramme", findet sich noch ein unbekanntes:

Alle verneinenden Geister verirren sich leichter als andre,
Essig schlägt häufiger um als der erquickliche Wein.

Ich möchte vermuthen, daß dieser Stachelvers sich auf Arthur Schopenhauer beziehe, an dessen Erscheinung Hebbel in einem besonderen Aufsatz scharfe Kritik üben wollte.

Gegen Campe, Adelung und Julian Schmidt (vgl. Tagebücher II, S. 463) wendet sich Hebbel mit dem Epigramm:

Jehovah vor der absoluten Kritik.

Welch ein hohler Bombast! „Ich bin, der ich war, und ich werde
Ewiglich sein, der ich bin!" Sprich doch: Ich ändre mich nie!

Aus den späteren Jahren, wahrscheinlich der Zeit von 1861 oder 1862, da Hebbel seinen Aufsatz über das Hofburgtheater schrieb, hat sich das Reimpaar erhalten:

Als Aale kommen die Buben an,
In Schlangen verwandeln sie sich dann.

Das selbe Bild wandte er 1846 auf das Benehmen der wiener Literaten an, da sie hörten, daß er in Wien bleiben wolle.

Meine diesmaligen Mittheilungen aus Hebbels ungedrucktem Nachlaß mögen jene Distichen beschließen, die Hebbel wohl einer Sammlung seiner Gedichte oder Epigramme voranstellen wollte:

Widmung.

Nicht dem Markte und nicht den Herrn und Fürsten der Erde:
Einem gebildeten Geist weih ich dies schlichte Gedicht.
Denn ein solcher erkennt, wie Recht und Pflicht sich verketten,
Und entziffert sich gern seinen bescheidenen Sinn.
Wem er sich aber verbirgt, Der möge nur Eins nicht vergessen:
Auch ein Selam bleibt immer ein blühender Strauß!
Wär' ihm sogar noch der Strauß zu bunt und zu ängstlich geflochten,
Nun, so halt' er sich doch still an die Blume allein.

Lemberg. Professor Dr. Richard Maria Werner.

Die Hexe von Siebenbürgen.

Unter den internationalen Gelehrten, die sich am karlsburger Hofe in Siebenbürgen um die Person des regirenden Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, schaarten, befand sich eine schöne, junge Dame, Anna Kemeny, deren Gelehrsamkeit und scharfes Urtheil vom Fürsten wie von seinen Gelehrten gewürdigt wurde. Sie war nahezu dreißig Jahre alt, reich und besaß an der Grenze zwischen Ungarn und Siebenbürgen eine befestigte Burg, wo sie sich in voller Sicherheit befand, denn die Burg lag auf einer steilen Höhe und galt allgemein für uneinnehmbar. Selbst in den Türkenkriegen blieb sie unbehelligt, denn es lohnte nicht der Mühe, mit dem Opfer von vielen tausend Soldaten eine Burg zu bezwingen, in der es weder Gold noch Silber gab, sondern nur Fernrohre für die Astronomie und Instrumente zu alchymistischen Experimenten.

Fürst Bethlen war ein Freund der Astronomie, und so oft auf diesem Gebiet eine Meinungverschiedenheit zwischen den Gelehrten hervortrat, schickte er eine Einladung an die gelehrte Dame, damit sie sich von ihrer Burg mit fürstlichem Geleit nach Karlsburg begebe und unter den Streitenden die Entscheidung fälle. Bei solchen Gelegenheiten war dann Anna Kemeny die gefeierte Königin des bethlenschen Hofes; der Fürst hatte nur Auge und Sinn für die gelehrte Frau; er war den ganzen Tag an ihrer Seite und vertiefte sich mit ihr in Betrachtungen der neuesten entdeckten Sternensysteme. Niemand durfte das Paar stören; selbst die Fürstin, Susanne Loranffy, ging so leise wie möglich durch das Zimmer und schlich nur auf den Fußspitzen zu dem Tisch, wo die Beiden ihre wissenschaftlichen Beobachtungen machten.

Das hohe Ansehen der Anna Kemeny und ihr vertrautes Verhältniß zum Fürsten erweckte den Neid der Hofdamen; der Hofklatsch stand schon damals in voller Blüthe. Die Hofdamen wollten nicht glauben, daß Anna Kemeny die ihr vom Fürsten dargebrachte Huldigung nur der Astronomie zu verdanken habe; sie

flüsterten einander allerlei seltsame Geschichten ins Ohr und einige Damen gingen so weit, daß sie in ihren intimen Gesprächen Anna Kemeny verdächtigten, sie trachte der Fürstin nach dem Leben, um dann selbst ihren Platz einzunehmen. Dieser intime Hofdamen-Klatsch fand gewöhnlich in einer Ecke des karlsburger Blumengartens statt, in den außer der Fürstin nur die Hofdamen Zutritt hatten.

Eines Tages, nachdem in der Damenversammlung der ganze Tratsch gegen Anna Kemeny vorgebracht und erschöpft war, erhob sich die alte Hofdame Petki — eine Verwandte der Fürstin — und sagte: „Meine lieben Kinder! Ihr wißt, daß ich schon Vieles erlebt und von Dem erfahren habe, was den meisten Menschen ein Geheimniß ist. Glaubt mir: unsere Fürstin ist in großer Gefahr; damit will ich nicht sagen, daß Anna Kemeny sie töten wolle, — nein: Das braucht sie gar nicht; sie braucht nur den Fürsten seiner Frau abwendig zu machen, damit er sich von ihr scheiden lasse. Das aber ist für Anna Kemeny ein leichtes Ding; sie kann es dadurch erreichen, daß sie das Antlitz der Fürstin durch eine häßliche Gesichtskrankheit verunstaltet."

„Um Gottes Willen!" riefen die Hofdamen, „wie wäre Das möglich?"

„Das ist sehr leicht für Anna Kemeny; bemerkt Ihr denn nicht, daß die Nase der Fürstin täglich größer und röther wird? Das Roth beginnt schon bläulich zu werden, und wenn Das so fort geht, kann sich die Fürstin mit dieser verunstalteten Nase nicht mehr öffentlich zeigen. Ich bin überzeugt, daß Anna Kemeny die Nase der Fürstin verhext hat."

„Wie? Was?" rief der Chor.

„Nun, habt Ihrs noch nicht errathen? Anna Kemeny ist eine Hexe!"

„Ja", riefen Alle, — „eine Hexe, die man verbrennen sollte!"

Von diesem Tage an galt Anna Kemeny am karlsburger Hofe für eine Hexe.

Der ganze Tratsch kam der Fürstin zu Ohren; dafür sorgte die alte Petki, die zugleich die Eifersucht der Fürstin gegen Anna Kemeny erweckte. Auch wollte die Nasenkrankheit der Fürstin keinem ärztlichen Mittel weichen. Es wurde an der Nase so viel geschmiert und gequaksalbert, daß sie immer häßlicher, größer und blauröthlicher wurde. Die Fürstin weinte Tag und Nacht und zeigte sich selbst ihrem Gatten nur noch tief verschleiert. Eines Tages, als Bethlen sie trösten wollte, warf sie sich vor ihm auf die Knie und sagte:

„Wenn Du mich noch liebst, so rette mein Leben; ich weiß, daß mich der Schmerz über meine häßliche Krankheit töten wird; aber von Dir hängt es ab, ob meine Nase geheilt werden kann."

„Von mir?"

„Ja, von Dir allein! Wisse, was ich Dir bis jetzt verheimlicht habe: meine Nase ist verhext; sie kann nur geheilt werden, wenn die Hexe, die diese Schandthat verübte, verbrannt wird. Die Hexe aber ist Anna Kemeny, die an meiner Stelle Fürstin werden will."

Bethlen lachte hell auf: „Wer um des Himmels Willen hat Dir diesen Wahnsinn beigebracht? Die ganze Welt würde mich für einen Narren halten, wenn ich die Existenz von Hexen zugeben wollte! Und was speziell Anna Kemeny betrifft, so kannst Du beruhigt sein: sie denkt nicht daran, Fürstin zu werden; sie ist eine Königin der Wissenschaft und mein Fürstenthum ist ihr eben so zu klein wie einst Makedonien Alexander dem Großen."

Diese Rede des Fürsten beruhigte seine Gattin keineswegs; im Gegentheil: nun war sie noch mehr überzeugt, daß Bethlen nach ihrem Tode Anna Kemeny heirathen werde.

Der Fürst berief die zwei größten Aerzte aus Ungarn und Siebenbürgen und einen dritten aus Deutschland. Dieser war ein Jude, der sich lange Zeit im Orient aufgehalten hatte und besonders als Spezialist für Gesichtskrankheiten einen Weltruf besaß. Die drei Aerzte untersuchten die Nase der Fürstin sehr genau, und zwar Jeder einzeln. Nach der Untersuchung mußte auch Jeder einzeln seine Meinung dem Fürsten sagen. Der siebenbürgische Arzt hatte Etwas von der Hexengeschichte läuten gehört; und als geschulter Hofmann sprach er das Urtheil:

„Die Krankheit ist unbekannt; allem Anschein nach ist sie unheilbar, besonders in dem möglichen Falle, daß dabei ein böser Geist die Hand im Spiel habe."

Der große Arzt aus Ungarn meinte, man müsse die Nase abschneiden und durch eine silberne Nase ersetzen.

Der jüdische Arzt aber sagte: „Diese Nasenkrankheit kommt im Orient häufig vor; sie ist eine Folge der Zersetzung des Blutes. Eine Operation der Nase wäre unnützlich, da dann der Ausschlag sich auf einen anderen Theil des Gesichtes werfen würde."

Der Fürst berief nun die drei Aerzte zu sich und sagte ihnen, sie sollten sich in den Schloßgarten begeben und dort die Krankheit in einem Konsilium besprechen. Die drei Aerzte setzten sich unter einem Baum an einen kleinen Tisch und begannen ihre Berathung. Der Fürst stand am Fenster und sah zu. Allmählich wurde die Diskussion lebhafter. Die drei Aerzte schrien aus Leibeskräften und gestikulirten heftig mit Händen und Füßen; plötzlich rief der Jude dem siebenbürgischen Arzt das Wort „Asinus" zu, worauf Dieser den Juden mit Faustschlägen überfiel; da sich der jüdische Arzt tapfer wehrte, wurde er auch vom zweiten Arzt geschlagen. Der Fürst sandte eiligst einen Boten mit dem fürstlichen silbernen Stock in den Garten. Das bedeutete: „Wer dem Befehl des Boten nicht gehorcht, wird ohne Erbarmen mit dem Tode bestraft." Als sie den Boten mit dem fürstlichen Stock erblickten, flüchteten die Angreifer, während der jüdische Arzt stehen blieb und dem Fürsten, der am Fenster stand, tiefe Komplimente machte, um sich für die Hilfeleistung zu bedanken.

Mehrere Jahre vergingen. Die Fürstin starb und Bethlen heirathete die Prinzessin Katharina von Brandenburg. Bei den Hochzeitfesten war auch Anna Kemeny anwesend. Als der Fürst sie sah, ging er auf sie zu und bot ihr seinen Arm. Er führte sie zu seiner neuen Gemahlin und stellte sie mit den Worten vor: „Anna Kemeny, die gelehrte Frau, der Stolz Siebenbürgens."

Eine Stimme flüsterte hinter Katharina: „Gebt Acht auf die Hexe!"

Katharina von Brandenburg fiel mit einem Schrei auf die Knie, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und wimmerte ganz leise:

„Um Gottes Willen, verschonen Sie mein Gesicht!"

Der Fürst stand wie versteinert.

Anna Kemeny verbeugte sich tief und ging ihrer Wege, — nach ihrer befestigten Burg, die sie nie mehr verlassen hat.

Budapest.

Graf Nikolaus Bethlen.

Faschoda.

Nicht nur in Frankreich und England, sondern auch in Deutschland ist schon viel über die Faschoda-Angelegenheit gedruckt worden, doch hat man sich hier begnügt, Artikel aus der französischen und englischen Presse wiederzugeben, hat es dagegen, mit wenigen Ausnahmen, vermieden, selbst eine feste Stellung zu nehmen. Die Frage, die bei dem ganzen Streit am Meisten interessirt: sind die französischen oder sind die englischen Ansprüche auf Faschoda gerechtfertigt, ist noch kaum untersucht worden; und dennoch ist sie bei einiger Kenntniß der Geschichte des Sudans leicht zu beantworten.

Der Besitz des Sudans war für die Herrscher des unteren Nilthales stets ein erstrebenswerthes Ziel. Schon zur Pharaonenzeit wurden Expeditionen nilaufwärts unternommen, um Egypten den Besitz Nubiens zu sichern. Das Sudanreich, wie es zur Zeit des Aufstandes des falschen Propheten war, ist vom Khedive Ismail Pascha begründet worden und bestand aus Nubien, Sennar, Taka, Senhit, Kordofan, Darfor, Faschoda, Bahr-el-Ghasel, den Aequatorialprovinzen und den Gebieten von Suakim und Massaua. Die Verwaltung des Sudangebietes ließ viel zu wünschen übrig. Europäer und Egypter wetteiferten mit einander in Bedrückungen und Grausamkeiten, und als der Dongolaner Mohammed Achmed sich erhob, den Krieg gegen die Ungläubigen predigte und sich für den von den Mohammedanern erwarteten letzten Propheten ausgab, fand er überall großen Zulauf. Bald nahm der Aufstand so bedrohliche Dimensionen an, daß man sich gezwungen sah, wollte man nicht den gesammten Sudan in die Hände der Mahdisten fallen lassen, einen entscheidenden Schlag zu führen. Eine Armee von 10000 Mann wurde ausgerüstet und zog unter dem Oberbefehl des unfähigen egyptischen Generals Hicks Pascha gegen den Mahdi zu Felde. Bei Kaschgil in Kordofan kam es am vierten November 1883 zur Schlacht und das gesammte Heer Hicks Paschas wurde fast bis auf den letzten Mann niedergemacht.

England, das seit dem Jahre 1882 in Kairo herrschte, verlangte nun, daß Egypten den Sudan räume. Scherif Pascha, der damalige Ministerpräsident, gab seine Entlassung und sagte, daß er seinen Namen nicht mit dieser That verbunden sehen wollte; doch fand sich bald ein anderes Ministerium, das den englischen Wünschen gehorchte. Gordon Pascha wurde ausersehen, die Räumung des Sudans von den im Ganzen über 300000 Seelen zählenden Garnisonen, Civilbeamten und sonstigen Europäern und Egyptern zu vollziehen, und trat zu Beginn des Jahres 1884 seine gefahrvolle Reise an. Er war kaum im Sudan angelangt, da überzeugte er sich, daß die Gefahr bedeutend übertrieben worden und das Land noch zu halten sei. Er machte der englischen Regirung nun verschiedene Vorschläge, ersuchte um einige indische

Truppen, dann um die Entsendung Sobehr Paschas, der im Sudan noch ein hohes Ansehen genoß, — aber Alles wurde von der englischen Regirung abgeschlagen, die den Sudan der Anarchie anheimfallen lassen wollte, um ihn bei gelegener Zeit für eigene Rechnung zurückzuerobern.

Dank der Unthätigkeit der Regirung nahm die Mahdia außerordentlich rasch zu und es dauerte nicht lange, bis Gordon in Khartum vollständig eingeschlossen war. Immer dringender wiederholte der Pascha seine Vorschläge und verlangte schließlich nur, daß man englische Truppen, seien es auch nur hundert Mann, nach Wadi Halfa senden möge: auch Das wurde ihm abgeschlagen und erwidert, das dortige Klima sei den Truppen nicht zuträglich. Man zog es vor, Khartum mit seiner gesammten Bevölkerung den Mahdisten preiszugeben; dabei ist zu bemerken, daß die Garnison von Wadi Halfa jetzt seit vierzehn Jahren ständig englische Offiziere besitzt, die sich in diesem Klima sehr wohl befinden. Als endlich die verzweifelte Lage Khartums und seiner Bevölkerung bekannt wurde, erregte es einen Entrüstungsturm in der gesammten civilisirten Welt und nicht zum Wenigsten in England selbst, so daß sich die britische Regirung gezwungen sah, eine Expedition zur Befreiung Gordons auszurüsten. Das geschah aber erst, als nur noch wenig Hoffnung vorhanden war, die Garnisonen zu retten; und Gordon selbst schrieb am sechsundzwanzigsten November, als er davon hörte, in sein Tagebuch: „Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß die Bemühungen, die Garnison zu befreien, erst mit dem Ablauf der Periode begannen, die im März als die Frist angenommen wurde, innerhalb deren die Garnisonen sich noch zu halten vermöchten, nämlich sechs Monate. Ueberall sind häßliche Verdachtsgründe!"

Das damalige Vorgehen der englischen Regirung ist so charakteristisch und zum Verständniß der jetzigen englischen Sudanpolitik so wichtig, daß noch die folgenden Stellen aus Gordons Tagebuch angeführt sein mögen*). Am fünften Oktober schrieb er: „Man könnte sagen, die Expedition bezwecke meine persönliche Befreiung. Aber wie sollte es mir möglich sein, fortzugehen und Männer zu verlassen, die ich sechs Monate lang zum Kampfe angefeuert habe? Wie kann ich fortgehen, nachdem ich Sennar ermuthigt habe, auszuhalten? Kein Mensch kann mir zumuthen, so zu handeln, und keine Regirung kann die Verantwortlichkeit auf sich nehmen, mir Das zu befehlen. Vielleicht wäre es patriotisch, wenn ich mich durchzuschlagen versuchte; aber selbst wenn ich mich dazu entschließen könnte, so zweifle ich, daß es möglich wäre, hier heraus zu kommen. Hätte Baring**) im März gesagt: ‚Sorgen Sie für sich selbst', dann wäre es möglich gewesen, nach

*) S. „Egypten unter englischer Okkupation und die egyptische Frage." Von Hans Resener. Berlin 1896 (Deutsche Schriftsteller-Genossenscha).

**) Heute Lord Cromer.

dem Aequator durchzubrechen; aber wenn man meine Telegramme durchsieht, wird man finden, daß ich ihn immer wieder fragte und daß er nie antwortete. Niemand kann den Verlust an Menschenleben und Geld beurtheilen. Beide sind ungeheuer; aber nur die mangelnde Bereitwilligkeit unserer Regirung trägt die Schuld daran. Hätte sie gleich anfangs erklärt: ‚Wir kümmern uns hierum nicht; wir wollen nichts für die Garnisonen des Sudans thun; mögen Sie umkommen‘, dann könnte nichts gegen sie gesagt werden. Aber sie wollte nicht bekennen, daß sie im Begriffe sei, die Garnisonen zu verlassen. Baring gab mir strenge Befehle, nicht ohne die Erlaubniß der Regirung nach dem Aequator zu gehen. Ich will nicht die Politik der Regirung, den Sudan aufzugeben, die Garnisonen u. s. w. umkommen zu lassen, untersuchen; aber ich glaube, daß sich Ihrer Majestät Regirung schon im März hätte entschließen müssen, mir zu sagen: ‚Sorgen Sie für sich selbst‘, — als ich noch so handeln konnte, und nicht jetzt, da ich nach einer sechs Monate langen Kriegsthätigkeit mit meiner Ehre an das Volk gebunden bin.“ Am neunten Oktober: „Was für ein Leben! Sie sagen, ich opfere mich für mein Vaterland? Ja, Sie haben Recht: wenn es jemals Märtyrer gegeben hat, so bin ich einer.“ Am letzten Oktobertage: „Heute sind es 233 Tage, seit die Araber in unserer unmittelbaren Nachbarschaft erschienen; von diesem Tage an haben wir keinen Frieden mehr gehabt.“ Am achten November: „Eins ist mir vollständig unverständlich: wenn es richtig ist, jetzt eine Expedition zu senden: warum war es früher nicht richtig? Es ist ganz gut, zu sagen: man müsse die Schwierigkeiten der Regirung berücksichtigen, aber es ist nicht leicht, über das Gefühl hinwegzukommen, daß ‚die Hoffnung vorhanden war, eine Expedition könne unnöthig sein, da wir bereits gefallen sein würden. . .‘ Ich kenne keine ähnlichen Fälle in der Geschichte, außer David und Uriah. Ich habe jetzt alle Telegramme von 1883 und 1884, die vom Sudan gesandt und im Sudan erhalten worden sind, — eine prächtige, höchst interessante Sammlung. Was würde der Standard für sie geben? Aber ich kann großmüthig sein, — und so will ich sie mit diesem Tagebuche hinabsenden.*) Am siebenzehnten November: „Es ist lächerlich, daß, da unsere Politik offenbar ist, den Sudan dem Mahdi auszuliefern, der mit seinem Volke mehr Sklavenjäger ist, als Sobehr jemals sein würde, wir diesen Mann nicht bei der Expedition verwenden wollten. Welche Komoedie! Wenn es sich nur nicht um Menschenleben handelte!“ Am achtzehnten November: „Man mag es drehen, wie man will: drei unleugbare Thatsachen sind nicht zu tilgen: Ihrer Majestät Regirung weigerte sich, Egypten im Sudan zu helfen, weigerte sich, Egypten sich selbst helfen zu lassen, und

*) Diese Telegramme sind leider von der englischen Regirung bis zum heutigen Tage nicht der Oeffentlichkeit ausgeliefert worden.

weigerte sich, es einer anderen Macht zu erlauben. Das kann nicht wegdiskutirt oder wegerklärt werden .... Die jetzige späte Hilfe in Folge äußeren Druckes und Barings Depesche zeigen klar die Abneigung, zu helfen." Drei Tage später: „Ich kann aufrichtig sagen, daß ich meines Lebens müde bin; Tag und Nacht, Nacht und Tag ein ununterbrochener Kampf!" Am vierzehnten Dezember: „Jetzt beherzigen Sie Dies: wenn das Expeditioncorps — und ich verlange nicht mehr als zweihundert Mann — nicht in zehn Tagen kommt, wird die Stadt fallen. Ich habe mein Bestes für die Ehre meines Vaterlandes gethan. Lebt Alle wohl."

Doch erst am sechsundzwanzigsten Januar fällt Khartum in die Hände der Mahdisten, die alle Einwohner niedermetzeln; Gordon stirbt auf den Stufen seines Palastes den Märtyrertod. Zwei Tage später erscheinen vor den Ruinen der Stadt zwei Dampfer mit englischen Truppen und ziehen sich, von allen Seiten mit Gewehrfeuer begrüßt, wieder nach Norden zurück. So war der gesammte Sudan mit Ausnahme der Aequatorialprovinzen, wo unser Landsmann Emin Pascha Gouverneur war, mahdistisch geworden, und um auch diese Provinzen der Anarchie anheimfallen zu lassen, wurde die berühmte „Befreiungexpedition" Stanleys ausgerüstet, deren Führer Emin halb mit Gewalt fortschleppte. England hatte sein Ziel erreicht.

Das ist die Vorgeschichte der Faschoda-Frage; ihre Kenntniß ist zur Beurtheilung des Werthes der französischen und englischen Ansprüche nöthig.

Die Herrschaft des Khalifen in den Grenzprovinzen seines Reiches wurde bald von außen her vernichtet. Von Süden zogen die Engländer heran und drangen von Uganda aus vor, die Belgier setzten sich in der Gegend von Wadelai, d. h. in der ehemaligen Aequatorialprovinz, fest und im Westen rückten die Franzosen langsam, aber stetig vor und erreichten im Sommer dieses Jahres bei Faschoda den Nil.

Bekanntlich träumen die Briten schon lange davon, vom Kap bis nach Alexandrien eine lückenlose britische Reichsstraße zu besitzen. Dieser Traum, der lange belächelt wurde, hat durch die englischen Erfolge in Südafrika und besonders durch die in den letzten drei Jahren gegen die Mahdisten errungenen Siege greifbare Gestalt gewonnen. Auch die Franzosen hatten eine solche Ideallinie; sie sollte, sich mit der englischen bei Faschoda kreuzend, von Saint-Louis in Senegambien bis nach Djibuti (gegenüber dem alten Obok) führen, also nicht, wie die englische, von Nord nach Süd, sondern von Osten nach Westen, quer durch den schwarzen Kontinent. Die Thatsache, daß das Gelingen eines dieser beiden Pläne die Verwirklichung des anderen ausschließt, giebt den Schlüssel zu der Aufregung, die sich der Engländer bemächtigte, als sie, nach der Eroberung Omdurmans und der Zertrümmerung des Mahdireiches, ihrem weiteren Vordringen — in Folge der Okkupation Faschodas durch die Franzosen — ein Ziel gesetzt sahen.

England macht Frankreich das Recht streitig, Faschoda zu besetzen; es bedient sich bei seiner Beweisführung mit schlauer Geschicklichkeit Egyptens, seines unfreiwilligen Mündels, und verquickt egyptische Rechte mit den britischen Hoffnungen. So kann zwar das eigene Land in den Glauben versetzt werden, daß der englische Standpunkt der richtige sei; vor einer unparteiischen Prüfung kann aber diese Auffassung nicht bestehen.

In erster Linie behauptet England, daß Egypten die Sudanprovinzen zwar geräumt, aber keineswegs definitiv aufgegeben habe und daß deshalb keiner Macht, so lange Egypten nicht selbst auf diesen Besitz verzichte, das Recht zugestanden werden könne, Theile davon zu besetzen; England, als Egyptens Vormund, habe daher das Recht, von Frankreich die Räumung Faschodas, das einst ebenfalls zum egyptischen Sudan gehörte, zu verlangen. Das heißt also: Egypten hat einst den Sudan besessen, wir besitzen jetzt Egypten, — ergo wollen wir auch den Sudan haben. Die Franzosen antworten darauf: Zugegeben, daß Egypten den Sudan nur geräumt, nicht aber aufgegeben habe — worüber sich aber auch noch streiten ließe —, so habe doch England selbst dieses Gebiet stets als res nullius behandelt. Beweis: England selbst ist von Uganda aus in den ehemaligen egyptischen Sudan eingedrungen und hat sich dort festgesetzt, und zwar keineswegs im Namen Egyptens, sondern auf eigene Rechnung. Gegen das Vordringen des Kongostaates, der sich in der ehemaligen Aequatorialprovinz festsetzte, hat England ferner nie den geringsten Widerspruch erhoben und dennoch sind darauf die selben Einwendungen anwendbar wie auf das Vordringen der Franzosen nach Faschoda. Drittens hat England auch in den Verträgen, die es am ersten Juli 1890 mit Deutschland und am zwölften Mai 1894 mit den Kongostaaten abschloß, den Sudan als res nullius behandelt. In dem ersten Vertrag wird der südöstliche Theil des Sudans als „britische Einflußsphäre" anerkannt. Hat nun Egypten den Sudan in der That nicht aufgegeben, sondern nur geräumt, so hat sich England in diesem Vertrage der selben Rechtsverletzung schuldig gemacht, die man Frankreich mit Bezug auf Faschoda vorwirft. Was den anglo-kongolesischen Vertrag — der in Folge des Einspruches von Deutschland und Frankreich fallen gelassen werden mußte — betrifft, so schlossen beide Mächte darin ein Abkommen über die Bahr-el-Ghasel-Provinz, ein Gebiet also, das mit dem selben Recht wie Faschoda zum egyptischen Sudan gehört. Entweder ist demnach der Sudan in der That noch egyptisch: dann muß Frankreich Faschoda und seine übrigen Posten räumen, aber auch England und der Kongostaat müssen Das zurückgeben, was sie widerrechtlich genommen haben, und der Helgoland-Vertrag vom Jahre 1890 ist auf illegaler Basis geschlossen. Oder aber der Sudan ist bisher mit Recht als res nullius betrachtet worden: dann hat Frankreich das selbe Recht wie der Kongostaat und England, Das, was es erobert hat, zu behalten.

Das ist die Quintessenz der Beweis- und Gegenbeweisführung; und wenn es sich hier einfacher liest als in den spaltenlangen Artikeln der englischen Presse und in den englischen Blaubüchern, so vergesse man nicht, daß dort eben das Interesse vorhanden ist, das klare Recht zu trüben und Schwierigkeiten vorzuspiegeln, wo im Grunde gar keine vorhanden sind.

Lord Salisbury erklärt — womit er eigentlich selbst zugiebt, daß der Sudan eine res nullius sei —, daß England-Egypten auch nach einfachem Eroberrecht Herren des Sudans geworden seien. Sie hätten, sagt er, die Herrschaft des Khalifen vernichtet, seine Hauptstadt und sein Reich erobert.

ister des Aeußeren, [illegible] erwiderte Herr Delcassé, der französische Min
rrecht, das England sehr schlagfertig, daß Frankreich nach dem selben Erobere
r von Faschoda sei. zum Herrn der von ihm eroberten Provinzen mache, He
die Niederwerfung England habe durch die Eroberung von Omdurman und
dieses Gebiet schon des Khalifen Faschoda nicht miterobert, da Frankreich
Sir Grey einst im Monate vorher erworben habe. Auch die Erklärung, die
e Festsetzung Frank- Parlamente abgab und in der er sagte, daß England jed
en würde, wird oft reichs im Nilthale als einen „unfreundlichen Akt" ansehe
aß diese Aeußerung angeführt. Frankreich erwidert darauf aber mit Recht, d
m selben Recht auf doch noch keinem Rechtstitel gleichkomme und daß sie mit de
eich keineswegs ver- jedes andere Territorium angewandt werden, aber Frankr
pflichten könne, sich danach nun auch zu richten.

llen nicht umsonst Im Daily Telegraph las man neulich: „Wir wo
anzosen der Früchte Blut und Geld verloren haben, um jetzt uns durch die Fr
rache. Nicht Egyp- unserer Siege beraubt zu sehen!" Das ist eine offene Sp
udanfeldzug unter- tens wegen, sondern für eigene Rechnung hat man den S
sie die angeblichen nommen und man ist auf die Franzosen nicht böse, weil
cher Eroberungluſt Rechte Egyptens verkannt haben, sondern, weil sie engli
sagen wir, um die zuvorgekommen sind. Aber selbst wenn England — oder
icht in den Besitz Fiktion aufrecht zu erhalten — selbst wenn Egypten n
and aus der Er- Faschodas gelangen sollte, so sind die Vortheile, die Engl
so groß, daß die an oberung des übrigen Sudans ziehen wird, doch allein schon
t ihnen keineswegs Menschen und an Geld aufgewandten Opfer im Vergleich m
ypten nichts gethan, in Betracht kommen. Seit dem Abfall des Sudans hat Eg
Einspruch Egyptens um seine angeblichen Rechte darauf zu erhalten; ohne
z genommen und und Englands hat der Kongostaat einen Theil in Be
nan die Franzosen England hat das Selbe gethan. Und nun plötzlich, da
nicht in Egyptens am Nil sieht, erinnert man sich dieser alten Rechte, —
ng des Traumes: Interesse, sondern, wie schon erwähnt, zur Verwirklichu
ere!" „Großbritannien vom Kap bis zum Mittelländischen Me

ans Resener. Kairo. H

Verbrecher in der Literatur.

Seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts steht die verbreitetste Form der literarischen Kunst, der Roman, vor einem darwinistischen Dilemma, das Gabriele d'Annunzio mit den Worten bezeichnet hat: „Sich erneuern oder untergehen."

Das Wirken Balzacs und „Madame Bovary" von Flaubert hatten bereits im Studium des sozialen Milieus die Daseinsberechtigung des Individuums gezeigt. Zugleich, und zwar im Laufe weniger Jahre, stellte Darwin die Biologie, Spencer die Philosophie und Marx die Soziologie auf die feste Grundlage des Positivismus. Die positive Methode, die experimentale Beobachtung erneuerten die Kenntniß der Natur, der menschlichen Gesellschaft und des Individuums. Der Roman mußte sich nothgedrungen dieser neuen Auslegung des Universums anpassen; er mußte den entscheidenden Rückschlag dieser Einflüsse empfinden. Da er den alten und unmodernen phantastischen Fanatismus, Heroismus und die Pose fallen ließ, verwandelte er sich und näherte sich den lebendigen Quellen der direkt beobachteten menschlichen Wirklichkeit. Der „naturalistische Roman" und der „psychologische Roman" entstanden oder entwickelten sich vielmehr in dieser neuen Phase der sozialen Moral und Intelligenz. Der Gegenstand des naturalistischen Romans ist das Studium der „bestimmenden Bedingungen des Milieus", der des psychologischen Romans die Analyse „der Seelenzustände des Individuums". Der Eine und der Andere folgen aber getreulich den neuen Errungenschaften der Anthropologie, die durch sie populär geworden sind. Das ist nur gerecht: denn die Wissenschaft hat ihnen ein kostbares Geschenk gegeben, als sie ihre Lebensfähigkeit an den Quellen des menschlichen Dokumentes und der positiven Beobachtung erneuerte. Doch von der Kunst zur Wissenschaft ist der Weg eben so weit wie von der Malerei zur Photographie. Das gelehrte Werk ist unpersönlich, objektiv; das Kunstwerk ist dagegen, nach Zolas Ausspruch, „ein Eckchen in der Natur, durch ein Temperament gesehen". Wohl ist der „persönliche Faktor" selbst in der wissenschaftlichen Forschung unvermeidlich, in der Anthropologie und Soziologie noch mehr als in den Naturwissenschaften. Doch wenn dieser Faktor die Anschauungweise, die Intensität jeder Vision beeinflußt, so wird er doch durch die „brutale Thatsache", durch die natürliche und innerliche Veranlagung der Dinge kontrolirt und diese Kontrole bildet einen hauptsächlichen Unterschied zwischen dem Positivismus und der Metaphysik. Die Bedeutung des persönlichen Faktors ist in der Kunst sehr groß, da er hier sogar die Veranlagung der Elemente des vom Künstler entworfenen Werkes beeinflußt. Die Gesammtheit dieser Elemente giebt mehr oder weniger getreu die Wirklichkeit wieder; doch sie haben nicht mehr die Genauigkeit einer Photographie. Der Maler, der das Rennen eines Pferdes darstellen will, hütet sich wohl,

die von einer Momentaufnahme erhaschten Bewegungen zu reproduziren; obwohl sie wahr sind, würden sie uns dennoch unwahrscheinlich vorkommen und unsere Sehgewohnheiten verletzen.

So haben die Kunst und die Wissenschaft eine verschiedenartige Methode und einen verschiedenartigen Gegenstand; und ihre Verschiedenheit ist ein Prüfstein, eine entscheidende Klippe für das Genie des Künstlers, der zwei Mittel hat, die trocken und technisch genaue Angabe zu vermeiden: die Linie des Wahren zu übertreiben oder zu verändern. Wählt er das erste Mittel, so erfüllt der Künstler seine geistige Pflicht und gehorcht zugleich den Regeln der Kunst und denen der Wissenschaft. Er schafft ein unsterbliches Werk, in dem der Gelehrte eine suggestive Bestätigung der technischen Wahrheiten finden wird; er verrückt die engen und starren Schranken der Gelehrsamkeit und überträgt sie auf das weite und bevölkerte Gebiet der üblichen Kultur und der der Menge zugänglichen Ideen. „Schuld und Sühne" von Dostojewsky oder „Die Bestie im Menschen" von Emile Zola sind für die Psycho-Pathologie und für die Kriminalanthropologie ein tausendmal schnelleres Propagandamittel als gelehrte Bücher. Dabei sind es ausgezeichnete Kunstwerke, die die Konturen des Wahren wiedergeben, ohne ihre Beziehungen und Verhältnisse zu erschüttern.

Doch der Künstler kann die Wirkung sicherer erreichen, wenn er diese Beziehungen in der Darstellung seiner Hauptperson oder in den sekundären Episoden seines Werkes verändert, um sie in dummer Weise wahrscheinlicher oder in toller Weise seltsamer zu gestalten. Dann kann er sicher sein, entweder die Billigung des Publikums zu erlangen, da er vermeidet, es durch Beobachtung eines wenig banalen Positivismus zu verletzen, oder einen vorübergehenden und unfruchtbaren Neugiererfolg zu erringen. Darin besteht der hauptsächliche Unterschied zwischen den Führern der Schule und ihren Nachtretern. Diese Nachahmer — oder auch Fälscher — haben die Wahrheit nicht gesehen und nicht gefühlt oder sie haben einen gestörten Geist; sie wollen künstlerische Schöpfungen hervorbringen, haben aber keine schöpferische Energie. So läßt sie denn ihre Ohnmacht auf die ödesten, tollsten, extravagantesten Theorien eingehen, — die des Symbolismus, des Dekadentismus oder des Satanismus zum Beispiel. Diese Unterscheidung hat Herr Max Nordau nicht gemacht, als er sich seines Talentes bediente, um die Grundlagen der Psychophysiologie auf die Kunstkritik anzuwenden und die Methode der positiven Kriminologie zu benutzen, die den Verbrecher, aber nicht das Verbrechen studirt. Bei der Kritik der künstlerischen Kundgebungen dieser Jahrhundertwende, des Mystizismus, des Egoismus und des Realismus, hat er den pathologischen Uebertreibungen eine zu große Bedeutung beigelegt. Er hat nicht zwischen den Hauptschöpfungen der Führer (Wagner, Tolstoi, Zola, Ibsen u. s. w.) und ihren sekundären Werken zu unterscheiden gewußt, von

denen einige die Symptome und Zeichen einer geistigen und künstlerischen Störung aufweisen mögen, und hat eben so wenig die Werke dieser Kunstriesen von denen einiger Schriftsteller zu trennen vermocht, die trotz ihrer grotesken Seite in ihrer Entartung einige geniale Geistesblitze zeigen. Baudelaire, Verlaine, Maeterlinck, Oskar Wilde u. s. w., diese Halbtalente, diese halb genialen- und halb verrückten oder verbrecherischen Menschen erreichen trotzdem noch nicht die völlige geistige Zerrüttung der extravagantesten ihrer Nachahmer und Fälscher.

Baudelaire und Oskar Wilde zeigen die selben sexuellen Verirrungen wie Cellini, wie Michel Angelo, wie der berühmte Maler Bazzi, der in der Kunstgeschichte unter dem Namen Sodoma bekannt ist. Verlaine hat in sehr schönen Versen den angenehmen Eindruck der Würde und Freiheit besungen, die er im Laufe einer Gefängnißstrafe wegen geschlechtlicher Vergehen empfunden hat. In der Kunst, wie in der Gesellschaft, vegetirt die Menge, d. h. die mittelmäßigen Künstler, die Durchschnittsintelligenzen, vom Morgen bis zum Abend; sie schaffen nichts, fabriziren aber ihre Werke mit bureaukratischer Pünktlichkeit. Eine durchaus nicht zahlreiche Vorhut lenkt die entzückten Blicke dieser Menge auf sich. Ihre Führer haben eine neue, noch unbekannte Wahrheit geschaut und kämpfen, um sie gegen alle üblichen Vorurtheile zu vertheidigen und den Anderen aufzudrängen. Diese Vorurtheile schwinden allmählich und langsam werden die geistigen Entdeckungen zu intellektuellen Gewohnheiten, die neue Wahrheiten bekämpfen und zerstören. Doch die Minorität der Künstler hat außerdem Männer, die sich in einer ganz anderen Weise vom Durchschnitt unterscheiden. Unerfahrene Augen halten sie für Genies. Doch wenn sie sich von dem gemeinsamen Niveau unterscheiden, so ist es, in negativem Sinne, nur in Folge einer nicht deutlich erkennbaren Entartung, die sie zu allen möglichen Extravaganzen, allen möglichen Tollheiten treibt. Daher bleiben diese Nachahmer auf der kaum wahrnehmbaren Linie stehen, die nach Napoleons Behauptung das Erhabene vom Lächerlichen trennt, während die Kundgebungen des Genies weit darüber hinausgehen und das Auge des Betrachters entzücken.

Das selbe Raisonnement läßt sich auf die politischen Verbrecher anwenden. Die Masse einer Nation wird aus Durchschnittsmenschen, Anhängern der bestehenden Ordnung gebildet (die ihnen nur durch die Thatsache ihrer Existenz als Ordnung erscheint), die bereit sind, von heute auf morgen (wie zum Beispiel 1870 in Frankreich) Monarchisten unter der Monarchie und Republikaner in der Republik zu werden. Eine kleine Gruppe von Führern, von Kämpfern, trennt sich von der Menge. Zu dieser Gruppe gehören einige Menschen von Genie, Denker wie Manzini und Cavour, Männer der That, wie Garibaldi, die Helden unseres Risorgimento oder Vorläufer des

internationalen Sozialismus, wie Marx und Engels auf der einen, Lassalle auf der anderen Seite. Und neben diesen großen Männer tauchen Revolutionäre von geringerer Bedeutung auf, unter die sich — nach dem Beispiel von Insekten, die schnell die Farbe der Erde oder Sträucher annehmen, auf denen sie leben — geistig Gestörte, Halbverrückte, Halbverbrecher mischen. Der Laie unterscheidet nicht zwischen diesen Zerrütteten und den wahren Führern. Und doch darf man die Führer der Schulen nicht für die Thorheiten oder Verbrechen ihrer Anhänger verantwortlich machen. Es giebt stets in der Welt eine Menge geistig Gestörter, die geneigt sind, eine Fahne zu ergreifen, sie zu entfalten oder mit Koth zu bedecken, wenn sie nur deutlich gesehen wird. Sie sind in Zeiten der Ruhe unbekannt oder unbeachtet; doch nehmen diese thörichten Schüler in den bösen Tagen der sozialen Krisen eine dem Ideal entlehnte Haltung an, die das öffentliche Bewußtsein quält und martert. Die Flagellanten und die Kreuzfahrer des Mittelalters, die Terroristen und Vendéer des achtzehnten Jahrhunderts, die Karbonari nnd Garibaldiner des Risorgimento, die Nihilisten und Dynamitarden unserer Zeit sind verschiedene Bilder einer beständigen menschlichen Erscheinung. Diese erhabenen oder verrückten oder verbrecherischen Kundgebungen entstammen nicht der herrschenden Idee des Augenblicks, in dem sie stattfinden, sondern den genialen oder entarteten oder zerrütteten Neigungen der Menschen, die prädisponirt sind, dem Einfluß des gemeinsamen Ideals zu unterliegen, und den Wunsch hegen, dessen Verwirklichung zu beschleunigen. Bei der Kunstbetrachtung darf man außerdem nie vergessen, wie es gerade Nordau thut, daß das Genie selbst eine Anomalie ist, eine Form der Entartung, ein pathologischer Fall, und daß es ebenfalls dem verhängnißvollen Gesetz einer schnellen Vernichtung durch Unfruchtbarkeit ausgesetzt ist. Es ist also natürlich, daß bei dem genialen Menschen und in seinem Schaffen Kundgebungen der Entartung von wunderbaren Schöpfungen unzertrennlich sind. Die Anwendung der psycho-pathologischen Grundlagen und Kriterien auf die sekundären Nachahmer, auf die werthlosen oder verrückten Kopien von Kunstwerken ist berechtigt, originell und fruchtbar; doch sie ist falsch, weil übertrieben, sobald sie die Wagner, die Zola, die Tolstoi, die Ibsen betrifft; sie stellt Entartete, denen es, trotz einigen leuchtenden Funken, an Genie fehlt, neben diese sehr großen Künstler. Emile Zola ist, obwohl er die Gefahren der Schablone und der geschäftmäßigen Produktion nicht zu vermeiden gewußt hat, dennoch ein genialer und mächtiger Künstler, dessen Hirn in der scharfen und reinen Luft des Lebens Sauerstoff aufgenommen hat.

Jeder kennt heute den Romancyklus der Rougon-Macquart, diese von einem Künstler vorgeführte Demonstration des großen Gesetzes der Vererbung, die die Keime der physischen, geistigen und moralischen Entartung

der Eltern auf die Kinder überträgt. Die lebhaften Polemiken, die einst die ersten Bände dieser Serie, „Der Totschläger“ und „Nana“ zum Beispiel, erregten, sind zu bekannt, als daß es nothwendig wäre, noch ausführlich die Beziehungen zu behandeln, die die Helden Zolas mit den Grundlagen der Psychologie und der kriminalistischen Psycho-Pathologie verbinden. Diese Beziehungen bestehen; aber welcher Art sind sie?

Auch hier muß man unterscheiden. Das Kunstwerk kann vielleicht eine getreue Schilderung wirklich beobachteter Personen sein, wie etwa der Helden der „Erinnerungen aus einem Totenhaus“, dieser Sträflinge, unter denen der große und unglückliche Dostojewsky Jahre hindurch leben mußte. Und in diesen Werken kann die Wissenschaft aus einer reinen Quelle anthropologische Angaben schöpfen. Doch weit häufiger stammt das Werk des Künstlers aus seiner persönlichen Phantasie; nur ist sie, statt eine einfache Wiedergabe vielfarbiger, in einem Hirn entstandener Bilder zu sein, eine ideale Darstellung menschlicher, im täglichen Leben oder in den Büchern der Wissenschaft wirklich gesehener und beobachteter Gestalten und das Milieu, in dem sich diese Personen bewegen, ist den Bildern der historischen Wahrheit mehr oder weniger getreu angepaßt. In diesem Sinne ist Germinal ein naturalistischer oder experimentaler Roman, wie ihn Zola selbst nennt.

Zweifellos könnte ein Irrenarzt, der einen Verbrecher untersuchen soll, seine psycho-pathologische Diagnose nicht auf Zolas Roman begründen. Um ein Gelehrtenwerk zu schaffen, müßte man den Kranken selbst studiren, seine persönlichen Antezedentien, die seiner Familie, die Bedingungen des Milieus, in dem er lebt, gelebt und gehandelt hat. Dennoch findet die Kriminal-anthropologie in „Jacques“, dem Helden der „Bestie im Menschen“, ein lohnendes Studienobjekt; sie kann in ihm eine Anzahl von Zügen und Symptomen entdecken, die der Wirklichkeit entsprechen und beweisen, daß das Genie die Entdeckungen der Wissenschaft vor der Menge der gebildeten Mittelmäßigkeiten erfaßt. Doch die von beobachtenden Künstlern entworfenen Verbrecherportraits sind nicht nur eine nützliche Hilfe; die Wissenschaft prüft sie, um zu erklären, ob und in welchem Punkte die Auffassung des Künstlers mit ihren positiven Angaben übereinstimmt, denn sie weiß wohl, daß das Publikum, das den wissenschaftlichen Versuchen fremd gegenübersteht, mit den neuen Entdeckungen durch Vermittlung der Kunstwerke und dank den suggestiven Erregungen des Romans oder des Dramas sich vertraut macht. Wenn daher die Romane Zolas auch nicht immer wissenschaftlich genau sind — die Kunst hat ja auch weder die Pflichten noch die Missionen der Wissenschaft —, so ist ihre Bedeutung für das Studium des Verbrechers dennoch unbestreitbar.

Das achtzehnte Jahrhundert ist in einer Apotheose des Individuums zu Ende gegangen. Die Wissenschaft hat an unserer Jahrhundertwende diese

Apotheose durch die der Gesellschaft ersetzt und angeblich versuchen gewisse mehr oder weniger anarchistische oder individualistische Künstler eine Rückbewegung. Oft glauben Personen mit ausgeprägter Individualität, nur die höheren Wesen, die Vorläufer der zukünftigen Uebermenschen, hätten irgend welchen Werth in der endlosen und anonymen Legion der Menschheit. Der Egoismus ist eine krankhafte Uebertreibung des Persönlichkeitsinnes. Seine Anhänger sind schroff und hochmüthig, wie Leute, die an beginnendem Größenwahn kranken; sie übertreiben die Bedeutung ihrer Person nnd markiren zu stark jeden einzelnen ihrer Schritte. Doch der kurzsichtige Hochmuth dieser Träumer könnte die Wahrheit nicht verschleiern. Wenn die Gesellschaft sich unter dem Impuls des individuellen Gedankens und der Thätigkeit entwickelt, so ist das Individuum doch der Gesellschaft auf Gnade und Ungnade anheimgegeben. Diese physiologischen Bedingungen der modernen Gesellschaft erscheinen klar und deutlich im Studium des normalen oder wirthschaftlichen Lebens der Menschheit, im Studium der Entwickelung des wissenschaftlichen Sozialismus; und ihr Einfluß auf die anormalen oder kriminellen Kundgebungen des Lebens ist nicht minder groß.

Scipio Sighele, mein Schüler, in dessen Arbeiten ich meinen wissenschaftlichen Gedanken kräftiger wieder erstehen sah, hat diese Wahrheiten klar erfaßt und in seinem mit Recht berühmten Werke: „Die verbrecherische Menge" — einem von Soziologen wie Tarde, Fouillée, Le Bon benutzten Buch — ausführlich von dieser Kollektiv-Psychologie gesprochen, der ich den Platz zwischen der individuellen Psychologie und der sozialen Psychologie in meiner Rede über die „Neuen Horizonte des Strafrechtes" vor etwa fünfzehn Jahren angewiesen hatte. Inzwischen hatten Künstler, die den Gelehrten voraneilten, die Kollektiv-Psychologie geahnt. Unter den Ersten, die sie studirten, finden wir einen ganz hervorragenden Schriftsteller, Alexander Manzoni. In den „Verlobten" — in denen ich Alles liebe, bis auf den Geist der servilen oder mystischen Entsagung, der dem Werke wie ein feiner narkotischer Duft entströmt — ist die Szene des Volksaufstandes ein kostbares künstlerisches Dokument und selbst vom Standpunkt der Wissenschaft aus werthvoll. „In den Volksaufständen," sagt Manzoni, „giebt es stets eine gewisse Anzahl von Männern, die entweder durch die Heftigkeit ihrer Leidenschaft oder auf Grund einer fanatischen Ueberzeugung, eines verbrecherischen Planes, einer teuflischen Liebe zur Zerstörung (hier sind alle anthropologischen Kategorien der politischen Verbrecher angeführt) alles Mögliche anstellen, um die Dinge aufs Schlimmste zu treiben. Sie schlagen die barbarischsten Pläne vor oder unterstützen sie; sie schüren das Feuer jedesmal, wenn es zu erlöschen droht. Nichts erscheint ihnen zu gewaltthätig; sie wünschten, der Tumult kenne kein Maß und nehme kein Ende. Doch, um als Gegengewicht zu dienen, giebt es auch immer eine gewisse Anzahl von

Männern, die vielleicht mit dem selben Eifer und der selben Hartnäckigkeit die entgegengesetzte Wirkung erzielen wollen, theils von Freundschaft oder Parteilichkeit für die bedrohten Personen dazu veranlaßt, theils ohne einen anderen Impuls als einen frommen Abscheu vor dem Blut und dem Verbrechen. In jeder dieser beiden entgegengesetzten Parteien läßt die Uebereinstimmung des Willens eine plötzliche Zusammenwirkung in den Operationen eintreten, obwohl nie vorher Maßregeln verabredet wurden. Die Masse und sozusagen das Material des Aufstandes ist eine starke Mischung von Männern, die in unendlichen Nuancen und Abstufungen sich zwischen diesen beiden Endpunkten hin- und herbewegen; ein Bischen erhitzt, ein Bischen schuftig, ein Bischen zu einer gewissen Gerechtigkeit neigend, wie sie sie auffassen, zur Grausamkeit oder zum Mitleid, zur Anbetung oder Verurtheilung bereit, je nachdem die Gelegenheit sich bietet, das eine oder das andere Gefühl zu empfinden, begierig, jeden Augenblick etwas Seltsames zu erfahren: so empfinden sie das Bedürfniß, zu schreien, zu applaudiren oder zu töten. ‚Er lebe! Er sterbe!': Das sind die einzigen Worte, die sie gern ausstoßen. Wenn es gelingt, ihnen einzureden, daß ein Mensch nicht verdient, geviertheilt zu werden, so braucht man keine Worte mehr, um sie zu überzeugen, daß er würdig ist, im Triumph herum getragen zu werden. Sie sind Schauspieler, Zuschauer, Instrumente, Hindernisse, je nachdem, woher der Wind weht. Sie sind bereit, zu schweigen, wenn ihnen Niemand das Stichwort bringt, von ihrem Vorhaben abzustehen, wenn es an Anstiftern fehlt, sich zu zerstreuen, wenn mehrere Stimmen, die nicht widerlegt werden, sagen: ‚Gehen wir nach Hause,' und nach Hause zurückzukehren, indem sie sich gegenseitig fragen: ‚Aber was ist denn nur geschehen?' Dennoch gebraucht jede der beiden thätigen Parteien, da diese Masse die größte Macht hat, da sie die Macht selbst ist, ihre ganze Geschicklichkeit, um sie zu sich herüberzuziehen und sich zu ihrem Herrn zu machen. Es sind gleichsam zwei feindliche Seelen, die kämpfen, um in diesen großen Körper einzudringen und ihn in Bewegung zu setzen. Wer am Besten die zur Erregung der Leidenschaften geeigneten Gerüchte in Umlauf zu bringen versteht, wer die Bewegungen zu Gunsten der einen oder der anderen Absicht zu leiten weiß, wer am Schnellsten die Nachrichten findet, die die Entrüstung erregen oder mildern, wer die Hoffnungen oder Befürchtungen zu entfesseln vermag, wer den Schrei zu finden weiß, der, von Mund zu Mund sich fortpflanzend, das Gelübde, die Wünsche der größeren Zahl für die eine oder die andere Partei gleichzeitig ausdrückt, bestätigt und bildet, — Dem wird die Herrschaft über diese Masse zufallen." So spricht Manzoni über die Psychologie der Menge.

Im „Germinal" Zolas, dieser lebendigen Schilderung des nach dem Lichte strebenden Proletariates, das Jahrhunderte lang im Dunkel geächzt hat, findet man eine ähnliche Szene, deren Entwickelung aber anders ist. Sie

endet mit einem gräßlichen Mord, der Entladung der Elektrizität, die sich in der Menge der strikenden Arbeiter angesammelt hat. Langsam und in ruhigen Massen sind diese Arbeiter von Hause aufgebrochen; sie werden nach und nach auf dem langen Wege erregt. In mehreren Fabriken kommt es zu heftigen Auftritten. Der Einzelne von ihnen ist unschädlich, doch wie eine Lawine oder eine Ueberschwemmung bringt ihre Masse eine blutige Katastrophe hervor. Sie töten und verstümmeln den Leichnam ihrer Opfer. Diese Episode muß wohl der Chronik des Strikes von Decazeville und dem darauf folgenden Prozeß entnommen sein, den Albert Bataille, der erfahrene Gerichtsberichterstatter, in seinen „Causes criminelles et mondaines de 1886“ (Paris 1887, p. 136) erzählt hat. Die Szene ist ein Dokument kriminalistischer Kollektiv-Psychologie, ein Meisterwerk, worin die Kunst die Wahrheit der neuen Wissenschaft wiederspiegelt.

Auch „die Bestie im Menschen“, der Roman, zu dem Zola nach eigenem Geständniß von dem „Verbrecher“ Lombrosos angeregt wurde, ist ein Beweis für die Solidarität der Kunst und der Wissenschaft. Der Gegenstand des Buches ist dem Prozeß des Ehepaares Fenayron entnommen; sein Held, Jacques Lantier, ist ein geborener Verbrecher, der an kongenitaler Epilepsie und Nekrophilie leidet, einer seltsamen Geschlechtsverirrung, von der neuerdings in Italien viel die Rede war. Schon bei seinem Erscheinen hat dieser Roman, trotzdem ihm das direkte oder persönliche Studium des Verbrechers fehlt, zahlreiche Artikel wissenschaftlicher oder literarischer Kritik hervorgerufen. Er veranlaßte u. A. zwei Studien, die eine von Cesare Lombroso in der Fanfulla della Domenica vom fünfzehnten Juni 1890 („Die Bestie im Menschen und die Kriminalanthropologie“); die andere vom Dr. Héricourt in der Revue bleue vom siebenten Juni des selben Jahres: „Die Bestie im Menschen von Emile Zola und die Psychologie des Verbrechers.“ Lombroso, der Schöpfer der Kriminalanthropologie sagt ungefähr Folgendes:

„Zola, der so wunderbar die vom Alkohol vergiftete Plebs und auch sehr gut die kleinen Bürger der Dörfer und Städte geschildert hat, hat, meiner Ansicht nach, die Verbrecher nicht nach der Natur gezeichnet. Man findet sie allerdings nicht eben so leicht und man kann sie selbst in den Gefängnissen nur schwer studiren, wenn man sie nicht, wie Marro und Ferri, Jahre lang dort beobachtet. Die Verbrecher der ‚Bestie im Menschen‘ machen auf mich den Eindruck von Photographien, die man nach Oelgemälden angefertigt hat; sie haben etwas Künstliches. So könnte ich, der ich Tausende von Verbrechern studirt habe, Roubeaud nicht klassifiziren; er zeigt sich als guten Beamten und Ehemann bis zu dem Tage, da er das Geheimniß der seiner Frau von einem ihm bekannten Beamten aufgedrängten — und zwar vor der Ehe aufgedrängten — Liebe erfährt. Nun ist er sofort bereit, diese Frau zu töten;

dann ändert er seinen Entschluß und zwingt sie, ihm bei der Ermordung des Pseudo-Ehebrechers als Helferin zu dienen. Die wirkliche „Bestie im Menschen", Jacques Lantier, der geborene Verbrecher, zeigt uns gewisse anatomische Merkmale dieser Art von Verbrechern: z. B. einen riesigen Kiefer. Seine Neigungen werden durch die Entartung gerechtfertigt, ferner auch durch den Alkoholismus seiner Vorfahren; und die Szene, wo beim Anblick des nackten Fleisches einer jungen Frau die Mordlust in ihm erwacht, ist wissenschaftlich wahr. Doch der Autor hat sich geirrt, da er ihn Severine töten ließ, nachdem er lange ihr Geliebter gewesen war. Bei dem geborenen Verbrecher schließt der fleischliche Genuß den Mord des Weibes aus. Das haben Krafft-Ebing und ich wenigstens oft beobachtet. Dagegen stimmen die Gedächtnißschwäche und der epileptische Taumel, von dem Jacques zwei- oder dreimal befallen wird, vollkommen mit den letzten Entdeckungen der Kriminalanthropologie überein. Ich habe nie eine vollendetere Schilderung des sogenannten epileptischen Taumels der Verbrecher gefunden. Aber Zola irrt auch, wenn er versucht, den blutdürstigen sexuellen Instinkt Jacques' durch einen frei erfundenen Atavismus zu erklären. Das ist, so sagt er, der erbliche Durst nach Rache, der aus dem Unrecht stammt, das die prähistorischen Weiber den in Höhlen lebenden Männern anthaten. Das ist ein thatsächlicher Irrthum. Die prähistorischen Weiber thaten den Männern kein Unrecht. Als die Schwächeren wurden sie Sklavinnen. Die blutdürstigen sexuellen Instinkte erklären sich durch einen ganz anderen Atavismus, durch eine Erblichkeit, die bis zu den niederen Thieren, zu den Kämpfern um die Eroberung des Weibchens, dieser Beute des Stärkeren, reicht, zu den Wunden, die diesem Weibchen beigebracht wurden, um es zum Nachgeben zu zwingen und in die eheliche Sklaverei hineinzupressen. Das sind Kämpfe und Wunden, deren Spuren sich in der römischen Geschichte (Raub der Sabinerinnen) und in den ehelichen Riten unserer Länder finden, wo der Bräutigam am Hochzeitstage eine scheinbare Entführung seiner Braut ins Werk setzt. Außerdem sollte ein epileptoïder Entarteter, wie Jacques, andere Anomalien aufweisen: einen gewaltthätigen, seltsamen und impulsiven Charakter, eine grundlose Reizbarkeit, eine tiefe Immoralität. Zola macht aus ihm einen außer seinen Anfällen anständigen Menschen. Das ist ein großer wissenschaftlicher Irrthum. Dagegen ist der instinktive Widerwille Jacques', ein anderes Wesen als eine junge und schöne Frau zu töten, in der blutdürstigen sexuellen Monomanie wissenschaftlich wahr; und es ist natürlich, daß er trotz der günstigen Gelegenheiten zögert, Roubeaud zu ermorden, dessen Frau ihn zum Verbrechen reizt. Wenn viele Irrthümer vorhanden sind, so ist doch auch viel Wahres in dem Bilde Jacques'; aber ein Irrenarzt kann nicht umhin, in ihm mehr Fehler als Vorzüge zu finden. Dagegen ist der Charakter Severines richtig errathen oder nach der Natur gezeichnet. Severine

ist nicht verbrecherisch, sondern sinnlich veranlagt. In ganz jugendlichem Alter hat sie ein ausschweifendes Leben geführt und begreift und empfindet die Liebe nur im Fehltritt. Sie ist Lügnerin aus Instinkt. Und doch zeigt sie sich als gute Hausfrau bis zu dem Tage, da sie ein Zufall bis zum Verbrechen treibt. Sie ist ihrem Gatten anhänglich und geht ohne Widerwillen darauf ein, seine Mitschuldige zu werden. Später denkt sie daran, ihn selbst zu töten; und um Jacques ganz anzugehören, versucht sie, ihren Geliebten zum Mörder zu machen. So ist das verbrecherische Weib, die Kriminaloïde, wie ich sie nenne, ein Weib, das, wenn es nicht unter einem starken Impuls steht, d. h. von der Liebe getrieben wird, außer Stande ist, ein Verbrechen zu begehen. Und wenn sie eins begeht, so benutzt sie den Arm eines Anderen, fast immer den des Geliebten, weil sie selbst schwach ist."

Dr. Héricourt ist zu ähnlichen Ergebnissen gelangt wie Lombroso. Sicher besitzen die Helden Zolas nicht die danteske Größe der Gestalten Dostojewskys. In den Werken des russischen Dichters sind die psychologischen Elemente, die direkt aus seiner großen, schmerzlich bewegten Seele stammen, von den von einer im Sinne der Wahrheit wunderbar orientirten Phantasie gelieferten Elementen nicht zu unterscheiden. Doch man muß Zola trotzdem das doppelte Verdienst zuerkennen, das Wirkliche in die von der wissenschaftlichen Experimentalmethode neugeborene literarische Kunst aufgenommen und als Erster die lebendige Wahrheit in einem Stil zum Ausdruck gebracht zu haben, der, wenn er auch nicht immer die leuchtenden Gipfel des Genies erreicht, doch niemals in die hysterische Grimasse oder die tolle Halluzination verfällt. Der Meister hat die krankhaften Uebertreibungen Denen überlassen, die, selbst mehr oder weniger überzeugt, das Kollektivbewußtsein in den tötlichen Nebel eines unmenschlichen Mystizismus zurückschleudern möchten. Eine soziale Klasse, die sich bedroht fühlt, kann den „Paradiesverkäufern" voltairische Blicke zuwerfen, wie eine ältliche Kokette, doch die Kunst kann das fruchtbare Gebiet des irdischen Lebens, der menschlichen Freuden und Schmerzen, nicht mehr verlassen. Wenn ihr die so vollkommenen, so beredten Angaben der Psychologie und der Physiologie über die normalen oder anormalen Kundgebungen des sozialen Wesens unbekannt blieben, so würde sie sich selbst dazu verurtheilen, in naher Zukunft zu verschwinden, und die Kunststücke der geistig Gestörten würden den Betrügern, den Wahrheitfeinden nicht lange gestatten, die Lüge in den künstlerischen Produktionen herrschen zu lassen, wie sie allzu lange in der Wissenschaft geherrscht hat.

Fiesole. Professor Enrico Ferri.

Enrico Ferri.

Genau kann ich mich nicht mehr des Zeitpunktes entsinnen, da ich Enrico Ferri kennen lernte. Er war damals von Rom, seinem Wohnort, vorübergehend mit Professor Lombroso nach Florenz gekommen, wo beide Herren mir zusammen einen Besuch machten. Seit er in meiner Nähe wohnt, sehe ich ihn öfters, doch für so nahe Nachbarschaft immerhin selten, denn es ist schwer, ihn zu Hause zu treffen. Außer seinem Parlamentssitz hat er noch seinen Lehrstuhl in Rom und muß wenigstens einmal wöchentlich dorthin. Auch wird er, eben so wie Lombroso, überall, wo in besonders schwierigen Kriminalprozessen der Geisteszustand oder eine verbrecherische Anlage der Thäter in Betracht kommt, als Sachverständiger vorgeladen.

Ferri ist ein schöner Mann von ungemein liebenswürdigem Benehmen und wahrhaft hinreißender Beredsamkeit. Welche erschütternde Sprache ihm zu Gebot steht, besonders wenn sein Thema ihm selbst das Herz bewegt, bezeugt der oft erzählte Vorfall, daß einmal ein armer schwindsüchtiger junger Mensch ohnmächtig wurde, als er hörte, mit welchem Feuereifer ein so großer Herr sich der Sache der unterdrückten Volksklassen annahm und die geputzte Bourgeoisie mit Zorn und Verachtung überschüttete. Bei seinem Auftreten in der Oeffentlichkeit kommt Ferri ohne Zweifel sein Aeußeres sehr zu Statten. Er ist hochgewachsen, schlank und von einer natürlichen Anmuth und Lebhaftigkeit der Geberden. Das Gesicht mit der etwas kräftig geformten römischen Nase erinnert an manche klassischen Statuen von altrömischem Typus. Unter seinen starken Brauen blickt ein Paar blauer Augen hervor; das über der breiten Stirn sich kräuselnde dichte Haar und der spitze Kinn- und Schnurrbart sind tiefschwarz. Ob eine gewisse Absichtlichkeit darin liegen mag, daß er diese Form des Bartes gewählt hat, die zur Zeit der österreichischen Okkupation für ein Abzeichen der Liberalen und daher politisch Verdächtigen galt? Unter der nun für immer beseitigten Herrschaft Crispis, des Ex-Verschwörers, einstigen Bourbonenfreundes und späteren grausamen Diktators, war Ferri, der sich offen zum Sozialismus bekennt, natürlich nicht persona grata. Hat doch Crispi, der frühere Liberale, in seinem späteren Haß aller freien Anschauungen vorsätzlich die wissenschaftlichen Sozialisten mit Anarchisten, Dieben und Räubern in einen Topf geworfen, damit er sie sämmtlich unter die im Juli 1894 von ihm ersonnenen Ausnahmegesetze bringen konnte. Was Ferri besonders mißliebig bei Leuten vom Schlage Crispis macht, ist seine glänzende Beredsamkeit. Sein Einfluß ist um so mächtiger, als er Keiner von Denen ist, die durch ein Machtwort zu vernichten sind. Ein vor etwa zwei Jahren gegen ihn erwirkter Strafantrag hatte nur den Erfolg einer kläglichen Blamage der Behörde.

Enrico Ferri ist im Februar 1856 in der Nähe von Mantua geboren, einer Stadt, deren Name genügt, um die Erinnerung an die Tage der grausamsten österreichischen Despotie zu wecken. Im zarten Kindesalter verlor er seinen Vater und seine Mutter blieb mit ihrem einzigen Knaben in bedrängter Lage zurück. Sie mußte den Kampf ums Dasein bestehen, nahm sich aber vor, ihrem

Sohne, dessen Begabung sie früh erkannte, eine gelehrte Erziehung zu sichern. Die eben so kluge wie energische Frau setzte ihre ganze Kraft daran, auf dieses Ziel hinzuarbeiten, und so durfte Ferri, dank dem rastlosen Fleiß seiner Mutter, ohne pekuniäre Schwierigkeiten studiren. Als er dann auf eigenen Füßen stand, vergalt er ihr, so viel in seiner Macht lag, ihre opferfreudige Liebe. Sie hatte ihr Heim in seinem Hause, bis sie einer schweren Krankheit erlag. „Wir waren ja Beide darauf vorbereitet," sagte Ferri mit zitternder Stimme, als ich ihn das letzte Mal vor ihrem Ende sprach, „daß einmal die Trennung für uns kommen würde, die naturgemäß eintritt, — mit der selben Sicherheit wie am Abend der Sonnenuntergang. Aber daß ihr Lebensabend ein so qualvoller sein mußte, darauf waren wir nicht gefaßt und deshalb war es so viel schwerer zu ertragen."

Von der verhaßten Fremdherrschaft war Italien schon fast befreit, ehe Ferri politischen Dingen nachzudenken begann. Er genoß den üblichen Schulunterricht. Von der Elementarschule kam er auf das Gymnasium und dann ins Lyceum, denn er bereitete sich für einen klassischen Studiengang vor. Sein Lehrer war hier der Professor Arrigo, der berühmteste unter den zeitgenössischen Positivisten, und von ihm wurde Ferri in die Grundsätze der positiven Philosophie eingeweiht; d. h. im Sinne der Italiener, nicht in dem der positiven Philosophie Auguste Comtes. „Auf der Universität von Bologna," sagte Ferri auf meine Frage nach seinem Lebenslauf, „promovirte ich 1877 mit einer Dissertation über die Unfreiheit des Willens und die Verantwortlichkeitlehre, — meine erste kriminalistische Publikation, denn ich hatte mich nun dem Strafrecht zugewandt, unter Pietro Ellero, einem der ersten Vertreter der klassischen Schule der Jurisprudenz." Ferri wünschte sehnlichst, diese Abhandlung zu veröffentlichen, konnte aber keinen Verleger dafür finden. Da kam ihm die Mutter zu Hilfe: sie gab, auf ihres Sohnes Kraft vertrauend, ihre letzte Habe hin, um die nöthige Summe aufzubringen. Es war kein nutzloses Opfer. Die Schrift machte Aufsehen und hat sich als grundlegend für Ferris spätere Erfolge erwiesen. Aber für Mutter und Sohn war es eine bange Stunde, in der sie sich damals entschlossen, ihr Alles auf diese eine Karte zu setzen. Die zu einem etwa 600 Seiten starken Buch erweiterte Arbeit, worin der junge Autor versuchte, die Grundsätze für ein Kriminalrecht aufzustellen, das er auf die Ergebnisse der positiven Psychologie basirt wissen wollte, lenkte die Aufmerksamkeit maßgebender Persönlichkeiten auf ihn und bei der Bewilligung eines Staatsstipendiums erhielt er unter mehreren Bewerbern den Vorzug. Nun konnte er sein Studium beenden und von Pisa, wo er die Vorlesungen des hervorragenden Strafrechtslehrers Francesco Carrara gehört hatte, im Jahre 1879 nach Paris gehen. Hier besuchte er die juristischen Kollegia und widmete sich außerdem privaten Studien wissenschaftlicher Werke, vorzugsweise der von Darwin, Spencer, Lubbock, Maudsley, Haeckel, Wundt, Broca, Ribot, Moleschott verfaßten. In Paris studirte Ferri fünfzig Bände der französischen Kriminal-Statistik durch und schrieb dann eine Brochure über „Die Kriminalität in Frankreich von 1826 bis 1878." Dann folgte ein Aufsatz über die thermometrischen Veränderungen der Kriminalität, der 1882 in Berlin erschien. „Um diese Zeit", sagte Ferri, „gab Lombroso sein großes Werk über den Verbrecher heraus und mir, der ich die Absicht hatte, auf eine Neugestaltung der Kriminalwissenschaft an der Hand der Ergebnisse und Lehren der Biologie und positiven

Psychologie hinzuarbeiten, war es natürlich von hohem Interesse, daß Lombroso in dem selben Bestreben die Initiative ergriff und so der Begründer der neuen kriminalanthropologischen Wissenschaft wurde. Damals lernten wir einander kennen und haben seitdem treue Freundschaft gehalten." Diese freundschaftlichen Beziehungen zu Lombroso bestimmten Ferri, sich in Turin als Privatdozent für das Strafrecht niederzulassen. Er hatte so den Vortheil, die Vorträge des genialen Gelehrten zu hören und persönlich an dessen psychiatrischen und kriminalanthropologische Studien in Irrenhäusern und Gefängnissen theilnehmen zu können. Als aber dann 1881 Ferris alter Lehrer, Professor Ellero, nach Rom berufen wurde, schlug dieser ihn für die dadurch vakant gewordene Professur des Kriminalrechtes in Bologna vor. Ferri erhielt den Lehrstuhl und entwickelte im November des selben Jahres in seiner Antrittsrede die Grundzüge seines späteren großen Werkes über die Kriminal-Soziologie. „Ein neuer Gesichtskreis für das Strafrecht" war sein Vortrag betitelt. Er selbst sagte darüber zu mir: „In dieser Eröffnungrede habe ich die Existenz der positiven Schule des Strafrechtes festgestellt; in den beiden folgenden Sätzen sind ihre Grundregeln enthalten: 1. Während die klassische Schule des Kriminalrechtes immer das Verbrechen studirt und das Studium des Verbrechers vernachlässigt hat, will die positive Schule in erster Linie den Verbrecher studiren. An die Stelle der Auffassung des Verbrechens als eines nur juridischen Faktums soll das auf biologische und physiologische Forschung und auf die Ergebnisse der Kriminalstatistik zu basirende Studium des Verbrechens als einer natürlichen und sozialen Erscheinung treten. Das bedeutet eine Umwandlung der alten Kriminalrechtslehre in eine Kriminal-Soziologie. 2. Während die klassische Schule, den seit Beccaria und Howard als Reaktion gegen die mittelalterlichen strengen Gesetze eingeschlagenen Weg verfolgend, die historische Mission einer Verminderung der Strafen erfüllte, hat sich die positive Schule das Ziel gesetzt, die Zahl der Verbrechen zu vermindern durch Erforschung der sozialen und natürlichen Ursachen und durch Anwendung sozialer Heilmittel, die humaner und wirksamer sind als Bekämpfung durch Strafen, besonders nach dem System der Zellenhaft, das ich eine Verirrung des neunzehnten Jahrhunderts genannt habe."

In dem jetzt berühmten Buche, zu dem Ferri jene Abhandlung erweitert hat, sind seine sämmtlichen auf anthropologische, psychologische und soziologische Erwägungen gestützten kriminalistischen Grundsätze mitgetheilt. Beim Sammeln der für seine wissenschaftlichen Schlüsse nothwendigen Daten fand er eine Fülle werthvollen Studienmaterials, namentlich bei seinen Besuchen von Irrenhäusern und Gefängnissen, wo er etwa 700 Gefangene und 300 Irre beobachtet hat. Die unter Vergleichung mit normalen Menschen gewonnenen Ergebnisse dieser Studien veröffentlichte er in einem 750 Seiten umfassenden Buche „Der Mord in der Kriminalanthropologie" und in einem Aufsatz: „Mord und Selbstmord."

Als er achtundzwanzig Jahre alt war, lernte er in Siena, wo er damals dozirte, ein junges und schönes Mädchen aus einer guten florentiner Familie kennen und lieben, — seine jetzige Gattin und die Mutter seiner drei munteren Kinder. Schon vor seiner Heirath war er als Kandidat für die Vertretung seines heimathlichen Wahlkreises ins Parlament gewählt worden, doch konnte er das Mandat nicht annehmen, weil er das für einen Abgeordneten in Italien erfor-

derliche Alter von dreißig Jahren noch nicht erreicht hatte. Als dieser Mangel beseitigt war, wurde er von seinen Mitbürgern nach dem Monte Citorio gesandt, wo er seinen Sitz seitdem ständig behauptet hat. Er war zuerst Mitglied der äußersten Linken; bald aber führte sein geistiger Entwickelungsgang ihn zum wissenschaftlichen Sozialismus. „Wir sind erst acht Sozialisten im Parlament", sagte er mir, „also dürfen wir an ein rasches und siegreiches Vordringen noch nicht denken. Auch sind wir Alle auf den Broterwerb angewiesen und daher viel zu beschäftigt, um bei großen Anlässen vollzählig zur Stelle sein zu können. Wenn ich aber auch in Folge meiner Berufspflichten als Rechtsanwalt für die Politik wenig Zeit habe, so giebt mir mein Sitz im Parlament wenigstens ab und zu Gelegenheit, meine Ansichten auszusprechen und den Standpunkt der positiven Schule gegenüber dem neuen Strafgesetzbuch zu verfechten, dessen Handhabung unseren 1889 wider die Annahme erhobenen Einwand vollauf rechtfertigt, daß es dem individuellen und sozialen Phänomen, genannt Verbrechen, einen hohlen Doktrinarismus und antiphilosophischen Geist entgegensetzt." „Im wissenschaftlichen Sozialismus, zu dem ich mich bekenne", sagte er, „bin ich in einzelnen Punkten zu radikaleren Ansichten gelangt, als ich sie in meiner Kriminal-Soziologie ausgesprochen habe. Im Ganzen jedoch stellen die auf die soziale Pathologie bezüglichen Schlußfolgerungen jenes Werkes noch heute meine Meinung über die Ergebnisse der wissenschaftlichen Methode dar, die von der positiven italienischen Schule an die Stelle der alten trübsäligen metaphysischen Forschung mit ihren strengen Anschauungen von Verbrechen und Strafe gesetzt worden ist."

Nach seiner Wahl zum Abgeordneten und seiner Ernennung zum Professor in Rom hatte Ferri in der ewigen Stadt sein Heim aufgeschlagen. Als aber die Kinder kamen, fanden er und seine Gattin eine ländliche Häuslichkeit wünschenswerther, und da Frau Ferris Mutter einen hübschen Landsitz bei Fiesole besitzt, zog die Familie dorthin. Am östlichen Gelände des mit Oelbäumen, Cypressen und Reben bepflanzten Hügels, auf dem die alte etrurische Stadt steht, führt ein ruhiger Seitenpfad von dem als Schauplatz der Jugend Michel Angelos berühmten Badia zur Höhe; und an diesem Fußweg liegt eine kleine Gruppe von Häusern, die „Palazzine" (kleine Paläste) genannt. Zu jedem gehört ein Stück steil ansteigenden Gartenlandes. Eine dieser Villen bewohnt Ferri mit Gattin und Kindern, die daneben seine Schwiegermutter nebst Tochter. Ich erinnere mich noch des wunderbar schönen Anblickes, den die im Blumenschmuck prangende Landschaft bot, als ich an einem glühend heißen Apriltag zu Ferris Hause emporstieg. Wilde Rosen, üppig unter den graugrünen, schwach belaubten Oelbäumen wuchernd, bedeckten die Höhe, während sich zu meinen Füßen die Irisfelder mit ihrem herrlichen Tiefblau dehnten, von denen eine zwischen den stattlichen Stauden aufgesproßte Gruppe wilder Scharlachmohnblumen sich prächtig abhob. In den beiden bescheidenen Landhäusern leben die Familien gemeinsam; in dem einen wird zu Mittag gespeist, in dem anderen das Abendessen eingenommen. Und so viel Behagen, wie in ihrer Macht liegt, schaffen die weiblichen Insassen beider Häuser dem überbürdeten Gelehrten. Die Schwägerin dient ihm oft als Famulus und auch seine Gattin ist ihm Genossin und Gehilfin bei der Arbeit. Denn Ferri arbeitet nicht, wie viele andere Denker, in geistiger Abgeschlossenheit von den Seinen. Er weiht sie in seine Gedanken und Pläne

ein, er ist zu lebhaft, um Das, wovon sein innerstes Gedankenleben erfüllt ist, Denen verbergen zu können, die ihm das Theuerste auf der Welt sind. Die Freunde des ferrischen Hauses betreten es nicht von der Vorderseite, sondern vom Garten aus, durch den man zu einer Loggia gelangt, die innerhalb ihrer Glaswände Vögel und Tropenpflanzen beherbergt; ein gar sonniges Plätzchen, wo Ferri gern ein Stündchen verplaudert. An diese Loggia grenzt sein Studirzimmer, das auch durch ein Glasthür direkt mit dem Garten in Verbindung steht. Es ist ein großer, äußerst einfach möblirter Raum. In der Mitte steht ein großer, mit Büchern, Manuskripten und Brochuren bedeckter Tisch, auf dem eine so vorzügliche Ordnung herrscht, daß dem Gelehrten stets im Augenblick zur Hand ist, was er zu seinen Arbeiten braucht. Dicht gefüllte Bücherregale bilden die einzige Ausstattung der vier Wände. Ferri hat eine riesige Arbeitfähigkeit, er ist angestrengt fleißig, doch nie bis zur Uebermüdung. Er weiß ganz genau, wann der Anspannung die Abspannung folgt, und geizt nicht mit der nothwendigen Erholungzeit. Der Grundsatz weiser Sparsamkeit mit seiner Kraft hält ihn auch von dem die Nerven angreifenden und Zeit raubenden Gesellschafttreiben zurück. Wie die meisten mit Ausdauer geistig Schaffenden benutzt er seine Morgenstunden zur Arbeit. Er steht zwischen fünf und sechs Uhr auf, trinkt zum Frühstück eine Tasse starken Kaffee und arbeitet ohne Pause bis Mittag. Im Gegensatz zu der bei seinen Standesgenossen in Italien herrschenden Sitte des Sechs-Uhr-Diners hält Ferri die unter der bäuerlichen Bevölkerung übliche Essenszeit inne und speist um Eins. Dieses Mittagsmahl ist ein wichtiger Akt im Haushalt und die Familie pflegt die Tafelfreuden so lange auszudehnen, daß Nachmittagsbesucher gewohnt sind, sie noch bei Tisch zu treffen. Ferri citirt gern das italienische Sprichwort: „A tavola non si invecchia.“ (Während der Tischzeit altert man nicht.) Doch wird bei Ferri ein sehr einfacher Tisch geführt. Für ihn ist, wie er sagt, das Dessert die „piatto forte“ und Obst aller Sorten muß täglich auf dem Tisch sein. Nach dem Essen trinkt er Kaffee und überläßt sich dann ein Weilchen der Ruhe, unterhält sich mit den Seinen, spielt mit den Kindern und geht dann wieder an die Arbeit, die er nur unterbricht, um gegen fünf Uhr eine Tasse starken Thee zu nehmen. Acht Uhr ist die Zeit des Abendessens und bald darauf geht er zu Bett. Denn er braucht neun Stunden Schlaf, hat aber auch die glückliche Gabe, im Eisenbahnwagen nach Belieben schlafen zu können. Oft reist er weite Strecken, um irgendwo auf dem Lande sozialistische Vorträge zu halten. Er spricht lieber unter freiem Himmel als in geschlossenen Räumen.

Im privaten Verkehr ist Ferri äußerst höflich und bescheiden. Er schenkt Jedem bereitwillig Gehör und entwickelt auf Befragen gern seine sozialen und politischen Ansichten. Im Winter 1897 hatte ich einmal in der schon erwähnten hübschen Loggia ein längeres Gespräch mit ihm. Für die Zukunft Italiens hegt er keine sehr rosigen Hoffnungen. „Ich bin der Meinung“, sagt er, „daß die lateinischen Rassen ihre Zeit ausgedient haben, daß sie alle mehr oder minder im Verfall sind, — Spanien voran, dann Italien und endlich Frankreich. Ihre Bedeutung liegt in der Vergangenheit. Die Gegenwart gehört den Germanen und Angelsachsen; die Zukunft vielleicht — ich bin nicht ganz sicher — den Slaven. Unsere Erhebung war ein schöner, heroischer Begeisterungsturm, aber leider: die Söhne jener Männer des Risorgimento sind entartet, eine schwächliche Generation ohne moralisches

Rückgrat. Daher die beklagenswerthen Zustände in unserem öffentlichen Leben, die Geringwerthigkeit der öffentlichen Moral und der Jurisprudenz. Der Tod ist der große Faktor des Fortschrittes in Italien. Es ist wenig zu hoffen, bevor er nicht die Letzten von Denen, die Italien gründen halfen, die letzten der von den Traditionen jener Epoche Zehrenden hinweggerafft haben wird. In zehn Jahren, wenn erst die heutigen Studenten in das politische Leben eingetreten sind, mögen sich die Dinge ja besser gestalten. Aber selbst dann, fürchte ich, wird für Italien nur eine relative Besserung kommen, denn ich glaube, wie gesagt, daß wir als Nation unseren Höhepunkt hinter uns haben."

Auf meine Bemerkung, wie es gekommen sei, daß Crispi, der allgemein, selbst bei seinen Anhängern, für einen skrupellosen, wenig Achtung verdienenden Mann galt, solche Herrschaft über Land und Parlament ausüben konnte, antwortete Ferri: „Crispi ist zwar ein Mann ohne Grundsätze und höhere Geistesbildung, aber ein schlauer Südländer, der vortrefflich auf die schwachen Seiten der Bevölkerung zu spekuliren verstand. Die italienische Bourgeoisie ist eine Klasse jüngeren Ursprunges, denn einen Mittelstand gab es hier zu Lande früher nicht. Diese Leute, Emporkömmlinge, die für ihren neuen Reichthum zittern, sehen mit Grauen die Fortschritte der demokratischen Ideen. Dadurch nun, daß Crispi das Volk als beständig zum Revoltiren bereit hinstellte, sogar, wenn nöthig, zur Unzufriedenheit reizte, um die Kundgebungen der Menge dann gewaltsam unterdrücken und seine Energie zeigen zu können, gewann er das Vertrauen der Bourgeoisie, die bei den Wahlen und im Parlament die Hauptrolle spielt. Auch die Steuern, die mehr die unteren Volksklassen als die Bourgeoisie treffen, sichern ihm deren Freundschaft. Dazu kommt, daß der verzagte König, dem nicht entgehen kann, wie wenig Grund seine Unterthanen haben, glücklich und zufrieden zu sein, in steter Furcht vor einer Empörung Crispi mit seinem ganzen Einfluß unterstützte, weil er ihn für den einzigen starken Mann im Reich hielt. Da haben Sie die Erklärung, warum Crispi sich so lange in seiner Machtstellung und im Amt halten konnte. Außerdem müssen Sie die Last der Verantwortung bedenken, ferner die finanziellen Schwierigkeiten und unsere inneren kolonialen Wirren."

„Nicht wahr, Sie sind der Meinung, daß Italien einst zu einer Staaten-Republik werden wird?" „Zweifellos. Dazu eignet sich das Land sowohl wegen seiner geographischen Lage als auch wegen seiner gemischten Bevölkerung. Für mich schließt das moderne Italien, das des Fortschrittes, mit Florenz ab. Unterhalb von Florenz ist noch Mittelalter, unser Regime paßt nicht für den Süden. Er ist zurück in der intellektuellen Entwickelung und der Charakter seiner Bewohner widerstrebt dem strengen piemontesischen System. Daher ist der Süden jetzt ein Hemmschuh und eine Quelle der Beunruhigung für den Norden. Haben sie im Süden erst eine ihrem Wesen entsprechend entwickelte Autonomie, so wird Das für den Norden und den Süden besser sein. Es ist außerordentlich viel latentes Genie im Süden vorhanden, das jetzt noch keine oder eine schlechte Bethätigung findet, weil ihm die Wege zu einer richtigen Verwerthung nicht offen stehen."

Florenz. Helen Zimmern.

Loewe-Schuckert.

Ohne das neue Votum des Aufsichtrathes in Nürnberg wären zunächst Schuckert, die Union, Loewe und wohl auch die mit Loewe liirte Gesellschaft Ganz in Budapest, das Mutterinstitut des kölner „Helios", vereinigt worden. Dann hätte sich über kurz oder lang die Firma Siemens & Halske mit der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft verschmolzen und schließlich hätten sich alle diese Unternehmungen koalirt. Auf solche Weise könnte in Deutschland ein noch mächtigerer elektrischer Trust entstehen, als ihn die Amerikaner haben, die übrigens gerade neuerdings wieder wichtige Fusionen nach dieser Richtung erleben. Ich denke dabei besonders an die Unifizirung der Westinghouse Electric Co. mit Walkers Maschinenfabrik.

Unseren kleineren Elektrizitätgeschäften wäre, wenn sie sich nicht mit Kapital etwas überhoben haben, die erste Fusion nur nützlich geworden. Sie ermöglichte den Outsiders, durch sehr gute Arbeit sich einen festen Kundenkreis zu schaffen, während unsere Aktienkolosse meist durch andere Vorzüge auf ihre Abnehmer wirken. Einige Erscheinungen aber beleuchten nach beiden Seiten das ganze Aktienwesen sehr merkwürdig, weil hier vielleicht zum ersten Male klar erkennbar wird, was ein paar entschlossene Großkapitalisten auf eigene Faust inszeniren können. Seit Jahren, will ich einmal annehmen, bin ich Aktionär eines glänzenden Fabrikunternehmens. Die Dividenden erregen meine höchste Befriedigung, die Berichte reden beständig von weiteren Gründungen und haben stets mit dem größten Stolz der Selbständigkeit der Gesellschaft gedacht. Da lese ich eines Nachmittags im Depeschentheil der Zeitungen, daß mein Besitz zu existiren aufhört und daß mein Antheil in einem bereits genau ausgerechneten Verhältniß gegen eine mir nur von Weitem bekannte Aktie umgetauscht werden soll. Ist Das nicht verletzend für die große Schaar der Vertrauenden, denen plötzlich ein fertiger Vertrag gleichsam wie ein Lasso um den Hals geschlungen wird? Man braucht nicht einmal zu fragen, ob die Interessenten einen Schaden zu fürchten haben; es handelt sich zunächst um eine in unserem öffentlichen Geschäftsleben neue Unsicherheit. Nur bei Kriegen und Krisen rechnete man bisher mit möglichen Ueberraschungen; im Frieden und gar in Aufschwungszeiten war jeder Geschäftsmann an Regelmäßigkeit gewöhnt. Freilich könnte der Generaldirektor der Schuckert-Gesellschaft den Unzufriedenen mit Recht erwidern, daß sie durch ihn und seine Arbeitkraft sehr große Summen verdient haben, es ihm also auch freistehen müsse, eines Tages sich plötzlich zu empfehlen, wenn ihm nicht mehr, wie sonst, die für neue Unternehmungen gewünschten Baarmittel zur Verfügung gestellt werden. Doch darauf könnte man wieder dem Generaldirektor antworten, daß sein persönliches Talent gar nicht nöthig gewesen wäre; er wollte nur Alles allein machen und sagte seinen theuer bezahlten Mitarbeitern von schwebenden Geschäften nichts, selbst wenn sie aus den tüchtigsten Schichten des Beamtenstandes hervorgegangen waren. Deshalb hatte auch der Oberregirungrath a. D. Schröder vom Schaafhausenschen Bankverein schon lange erklärt, Schuckerts Geschäft stehe auf zwei Augen; darin erblicke er für sich als Aufsichtrathsmitglied eine zu große Verantwortlichkeit. Herr Schröder war denn auch jetzt der einzige Wissende unter allen seinen Kollegen; er half die ganze ungeheure Berechnung von Geschäften, die die halbe Erde umspannen, binnen wenigen Tagen zu Ende führen und den Vertrag schließen. Uebrigens müßte der Schaaffhausensche Bankver-

ein, selbst wenn er unsere Elektrotechnik noch nicht für hoch angespannt hielte, mit seinem Gelde sparsam umgehen; denn ein Institut, das so stark in rheinischen Bergwerksdingen steckt, wie die schöne Transaktion bei der Zeche Centrum wieder gezeigt hat, legt sein Geld immer noch lieber in Viertausendmark-Kuxen an, die dann dreißigtausend Mark werth werden, als in Elektrizität-Unternehmungen, die um jeden Preis Geschäfte und hohe Auftragssummen zu erreichen suchen. Der Gewinn, der ja in Wirklichkeit aus dem Agio bei Finanzirungen stammt, kann dann recht verlockend als Fabrikationertrag hingestellt werden.

Die größten Aktionäre des Schuckert-Werkes sollen der Generaldirektor Wacker und die Wittwe Schuckert mit zusammen 7 Millionen sein. Dieser Besitz kann zwar nicht ganz zu Pari erworben worden sein, da das ursprüngliche Aktienkapital nur 8 Millionen betrug, aber immerhin war der Erwerbspreis so billig, daß die Dividenden eine hohe Verzinsung gewähren konnten. Nun möchte man natürlich aber einen so langjährigen Besitz doch endlich realisiren. Bekanntlich haben Schuckert-Aktien schon dreißig Prozent höher als heute gestanden. Sollen die Großinteressenten etwa noch einem weiteren Rückgange ruhig zusehen? Für sie gab es keine andere Möglichkeit, zu hohen Kursen zu verkaufen, als eine große Fusion.

Bei der Loewe-Gesellschaft war der Mangel an selbständiger Fabrikation auf dem modernen Gebiete von Licht und Kraft längst bekannt. Isidor Loewe selbst ist ein schlauer Finanzmann, aber die Technik seiner Gesellschaft beherrscht er geistig nicht. Auch hier giebt es — was bei dem winzigen Aktienkapital nicht wunderbar ist — keine Abundanz. Das soll neulich sogar zu unerquicklichen Debatten und Ablehnungen im Lager der Bankiers geführt haben. Ein Fabrikant vom Range Loewes braucht eine Absage nicht ruhig einzustecken. Damals, also erst vor ein paar Wochen, wurde schließlich die Vergrößerung der Union, die der Loewe-Gesellschaft die elektrische Abtheilung abkaufen sollte, als der einzige Ausweg — durchaus nicht etwa gern — angenommen. Dann aber führte die alte Vorliebe Borns und seiner Leute für Agiotagen zu dem Plan einer Verschmelzung mit Schuckert. Inmitten der allgemeinen Sorge um das Elektrizitätgeschäft und dessen Aktien- und Obligationenpublikum wird mir denn auch Herr Guttmann von der Dresdener Bank als der einzige wichtige Optimist bezeichnet. Noch eine andere Persönlichkeit scheint übrigens die Hand im Spiel gehabt zu haben: Herr Levy-Hagen aus Köln, der vor Jahren schon die Finanz- und Badesaison in Ostende benutzt hatte, um Schuckert zwar nicht mit Loewe, aber mit der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft zu verbinden. Schon dieser Zwischenhändler hatte das Verbleiben des Generaldirektors Wacker durchaus nicht zur Bedingung gemacht, — wohl nicht ohne Wackers Zustimmung.

Recht schwierig wäre die Werthberechnung geblieben, da nach den Kurswerthen nichts aufgenommen werden kann. Der Kurs ist eine Phantasiesache, der zunächst der Geldstand als Basis dient, bis dann die Gewohnheit hinzukommt, auch bei erheblich vertheuertem Geldstande seinen Besitz zu bewahren, d. h. nicht etwa durch Verkäufe die Tagesnotiz herabzudrücken. Fragt man nach den inneren Werthen der beiden Gesellschaften, so hört man, Loewe habe, als vor Jahr und Tag eine Verschmelzung mit der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft geplant war, einen Wirklichkeitwerth von 400 Prozent besessen, freilich bei nur $7\frac{1}{2}$ Millionen Aktien. Damals wurde von 19 Millionen gesprochen, die in sehr liquider

Form vorhanden seien. Sind sie es aber heute noch? Inzwischen hat sich Loewe in Werkzeugfabriken, Krahnfabriken und Schmidtmotoren festgelegt, die viel Geld kosten sollen, und noch manche andere Geschäfte gemacht. Und schon damals fand man, wenn meine Erinnerung nicht trügt, die außerordentlich rentablen Aktien der Waffen- und Munitionfabriken mit 12 Millionen recht hoch veranschlagt.

Bei Schuckert wurde, als er via Ostende mit Berlin verbunden werden sollte, von einem inneren Werth von 125 gesprochen. Das ist für eine Firma, die auf dem Arbeitmarkt eine so große Rolle spielt, gewiß nicht wenig. Durch Agio-Emissionen und gute Rückstellungen dürfte inzwischen dieser Werth mindestens auf 150 gestiegen sein. Würde man also, um bei runden Ziffern zu bleiben, 7 Millionen Loewe zu 400 nehmen (Kurs ca. 500), 14 Millionen neue Loewe zum Ankauf von Schuckert (Kurs ca. 250) zu 300 und 7 Millionen für die Aktionäre zu Pari, so ergäbe Das einen Mischungwerth von etwa 275. Die Börse könnte natürlich auch einen anderen Maßstab wählen, da Zahlen bekanntlich der Phantasie keine Schranken setzen; sicher ist aber, daß, um den Ausdruck eines erfahrenen Mannes wiederzugeben, die Rentabilitäten bereits zum Zerspringen hoch gespannt sind. Einen ungefähren Maßstab liefert wohl der Kurs der A. E.-G. mit 270; der Liquidationwerth wird, falls die zürcher Trustwerthe zum Einkaufspreis aufgenommen werden, mit ca. 254 eingeschätzt.

Was die Zukunftmusik, besonders die angeblich noch zu steigernde Fabrikation in Nürnberg, betrifft, so sollte man den vielen offiziösen Blättermeldungen so wenig wie möglich glauben. Es ist ja denkbar, daß Schuckert jetzt in das selbe Spiel mit Loewe gerathen wäre, das Gebrüder Naglo in Berlin nach der Erwerbung ihres Geschäftes durch Schuckert den staunenden Blicken boten. Kaum war damals der Kauf perfekt, so war auch die nagloſche Rente schon beträchtlich vermindert. Die letzte Dividende von Schuckert war ja erst nach langwierigen Debatten vom Aufsichtrath beschlossen worden. Wie wäre es aber möglich gewesen, daß die Schuckert-Aktionäre die Bedingungen der Fusion gar nicht erfahren sollten? Höchst einfach: die außerordentliche Generalversammlung, in der die hohen Kontrahenten bei dem sehr großen Kapital die Majorität bestimmt nicht haben konnten, hätte lediglich über die Neuwahl zweier Aufsichtrathsmitglieder zu beschließen gehabt. Vielleicht wäre den Versammelten noch mitgetheilt worden, Loewe werde ihnen für ihre Aktien ein Tauschanerbieten machen. Das kann aber, da es von der freiwilligen Wahl des Einzelnen abhängt, nicht Gegenstand eines Beschlusses sein. Loewe mit nur $7^1/_2$ Millionen Aktien wäre der Majorität in seiner Generalversammlung von vorn herein sicher gewesen; man konnte also dort sagen oder verschweigen, was man wollte. Von einer formellen Liquidation der Schuckert-Gesellschaft hätte ja überhaupt vorläufig nicht die Rede sein können, da das Gesetz auf diesem Gebiete große Schwierigkeiten bereitet; zunächst mußten sämmtliche Schuckert-Aktien eingelöst werden. Sicher war Zweierlei: die Rechtsgelehrten beider Gesellschaften hätten dafür gesorgt, daß die gesetzlichen Formen gewahrt blieben; und die Schuckert-Aktionäre hätten, da sie kein anderes Temperament als unsere übrigen deutschen Aktionäre haben, zum größten Theil in den Umtausch gegen Loewe-Aktien gewilligt. Auch an dem Dritten, der sich freut, hätte es nicht gefehlt. Nun ist es im letzten Augenblick doch anders gekommen.

Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.